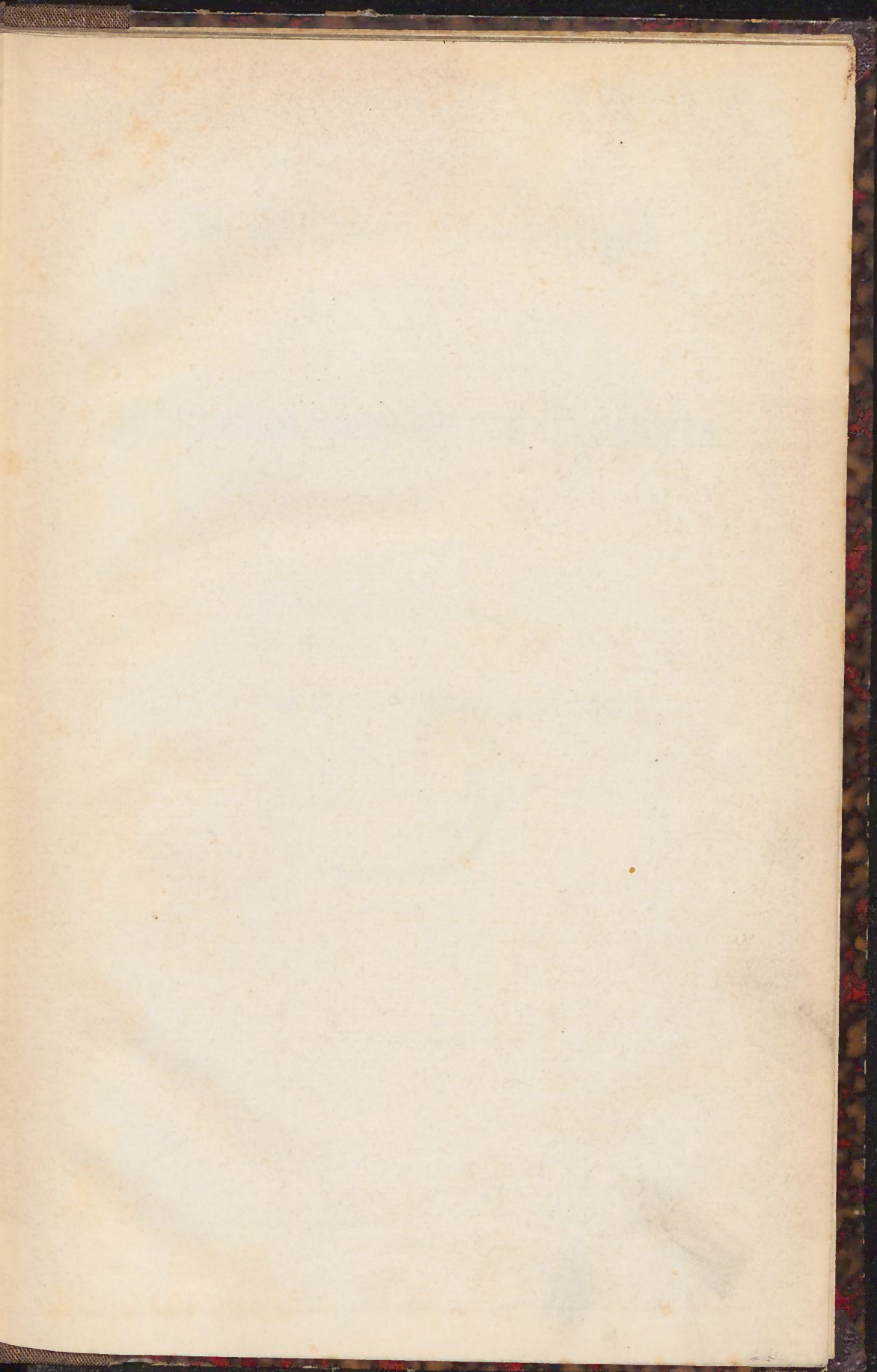


E 97 o¹

13



E9701
13

Die deutschen Ansiedelungen

in

Südbrasilien, Uruguay und Argentinien.

Reisebeobachtungen

aus den Jahren 1880 und 1881

von

Richard Dilthey,

Landrichter a. D.

Preis: 1 Mark.

Berlin.

Allgemeine Verlags-Agentur.

1882.

10. 2. 1956

g 55/5382



RM 1.-

Vorwort.

Die seit Jahren fortdauernde, immer wachsende Auswanderung aus Deutschland, die, so sehr sie auch im Hinblick auf den Verlust, den unser Land an Arbeitskräften und Capital dadurch erleidet, zu bedauern ist, doch bei der stetigen Zunahme der Bevölkerung Deutschlands fast als eine Nothwendigkeit erscheint, hat die Frage angeregt und namentlich in der letzten Zeit immer lebhafter erörtern lassen, wie es zu verhindern sei, dass die Auswanderer dem Mutterlande gänzlich verloren gehen, wie darauf hinzuwirken sei, dass nach Lösung des politischen Zusammenhangs, wenigstens ein sprachliches und commercielles Band erhalten werde, dass die Auswanderer ihre Sprache beibehalten und Abnehmer deutscher Industrieproducte bleiben.

Dass bei der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika keines von beiden zu erreichen ist, steht wohl fest. Die starke Assimilisationskraft der englischen Sprache verhindert das Eine, die hohen Schutzzölle der Staaten, die bei dem Vorhandensein einer eigenen hochentwickelten Industrie in vielen Zweigen wie Prohibitivzölle wirken, das Andere.

Es wäre daher zu untersuchen, ob es nicht noch Gebiete gibt, die in diesen Beziehungen günstigere Verhältnisse für unsere Auswanderung darbieten, und wohin, so lange das Reich keine eigenen Colonieen hat, wenigstens ein Theil der jetzt fast ganz von den Vereinigten Staaten absorbirten Auswanderung abgelenkt werden könnte. — Als solche werden von Dr. Fabri in seiner epochemachenden Schrift: „Bedarf Deutschland der Colonieen“, sowie von dem in Berlin gegründeten Centralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Ausland die südlichen Provinzen von Brasilien und daneben die Laplata-Staaten bezeichnet.

Nicht sowohl in Bekämpfung der erwähnten Gesichtspunkte, als unter der Behauptung, dass man unseren Landsleuten in ihrem eigenen Interesse eine Auswanderung nach jenen Ländern, zum wenigsten nach Brasilien, nicht anempfehlen dürfe, wird von anderer Seite vor derselben gewarnt. Auch besteht ja noch der preussische Ministerial-Erlass vom 3. November 1859, wonach keine Concessionen zur Beförderung von Auswanderern nach Brasilien an Auswanderungsunternehmer ertheilt werden dürfen; und Thatsache ist es allerdings, dass noch vor wenigen Jahren hunderte von deutschen Auswanderern, die in einer der Nordprovinzen von Brasilien — in Bahia — angesiedelt worden waren, dort elend zu Grunde gegangen sind.

Die Wichtigkeit dieser Fragen und die Schwierigkeit, sich hier zu Lande, bei der noch so wenig verbreiteten Kenntniss überseeischer Verhältnisse, ein sicheres Urtheil zu bilden, liessen in mir den Wunsch entstehen, durch eigene Anschauung die Lage der deutschen Ansiedler in jenen südamerikanischen Gebieten und die Verhältnisse, unter denen sie dort leben, kennen zu lernen.

Ich habe daher in dem verflossenen Sommer der südlichen Hemisphäre — von November 1880 bis Mai 1881 — die vier südlichsten Provinzen von Brasilien: São Paolo, Paraná, Sta. Catharina und Rio Grande do Sul, sowie die Republik Uruguay und von der argentinischen Republik die Provinzen Buenos Aires, Sta. Fé und Entre-Rios bereist und die meisten der dortigen sog. Colonieen — Ansiedelungen von Einwanderern — insbesondere der von Deutschen bewohnten, besucht. Um möglichst zuverlässige Informationen zu erlangen, habe ich es mir angelegen sein lassen, die Colonisten in ihren Wohnungen aufzusuchen und mich dort mit ihnen über ihre Verhältnisse zu unterhalten. So lernt man dieselben jedenfalls am besten kennen, da man Gelegenheit hat, zu beobachten, ob ihre Mittheilungen mit ihrer häuslichen Einrichtung und ihrer Lebensweise in Einklang stehen. Denn man macht bald die Erfahrung, dass man aus den Aeusserungen der Colonisten nicht immer ein richtiges Bild von ihrer Lage bekommt. Gerade diejenigen, welche am meisten damit renommiren, wie viel besser sie in dem „freien Amerika“ daran seien, als in dem „hungerleidenden, geknechteten Deutschland“, wie sie sich hier „vor keinem Menschen zu geniren und vor keinem Herrn den Hut abzuziehen brauchten“, sind in der Regel solche, die ein wesentliches Element ihrer neuen Freiheit darin finden, schmutzig, zerlumpt und barfüssig wie die Eingeborenen einhergehen zu können, deren Häuslichkeit auch ihrem Aussehen entspricht und die am wenigsten vor sich gebracht haben, während Andere, die darüber klagen, dass es so viele Arbeit koste, um vorwärts zu kommen, dass sie ihren Kindern nicht die Erziehung geben

könnten, wie in der alten Heimath, dass sie selbst doch allmählich etwas verwilderten, gewöhnlich diejenigen sind, die sich eine behäbige Existenz geschaffen haben und bei denen man Spuren der Verwilderung am allerwenigsten wahrnimmt.

Das Ergebniss meiner Beobachtungen will ich im Folgenden kurz zusammenstellen; ich werde hierbei, indem ich die Vortheile andeute, welche die dortigen Verhältnisse den Einwanderern bieten, auch die Schwierigkeiten und Hindernisse nicht verschweigen, mit welchen sie zu kämpfen haben. Immerhin glaube ich damit zur Beseitigung manches Vorurtheils beizutragen, welches noch in Deutschland namentlich gegen Südbrasilien besteht.

Rheydt, im September 1881.

Der Verfasser.

Südbrasilien.

Wenn in Deutschland auf Brasilien als Auswanderungsziel für unsere Landsleute die Rede kommt, so hört man noch häufig ganz allgemein die Ansicht äussern, dass deutsche Ackerbauer — und diese sind es ja, die vorzugsweise als Auswanderer in Betracht kommen — in dem Klima dieses Landes unmöglich gedeihen könnten, dass sie entweder sehr bald der Arbeit bei der ungewohnten Hitze und den dadurch hervorgerufenen Krankheiten erliegen oder allmählich unter dem Einfluss des Klimas degeneriren müssten. — Die Erfahrung hat indessen bereits gezeigt, wie unrichtig dieses Urtheil wenigstens in dieser Allgemeinheit ist. Nicht einmal für die tropischen Theile des grossen Reiches trifft es unbedingt zu. Gibt es doch selbst in Espirito Santo, Minas Geraes und Rio de Janeiro, wenigstens in den hochgelegenen Gegenden dieser Provinzen, alte Ansiedelungen deutscher, der Bodencultur obliegender Einwanderer, deren Gesundheitszustand durchaus befriedigend ist; ich nenne hier nur die Colonie Petropolis bei Rio de Janeiro und die unter dem 20. Breitengrad gelegene, durch ihren Kaffeebau wohlhabend gewordene Colonie St. Leopoldina in Espirito Santo. In den vier Provinzen südlich von Rio de Janeiro vollends, von denen hier die Rede sein wird, sind, von kleinen Strecken abgesehen, die climatischen Verhältnisse durchgängig so günstig, dass ich behaupten möchte, an Südbrasilien sei nichts in höherem Maasse zu rühmen, als gerade sein Klima. Allerdings ist es wärmer als das unsrige; doch gewöhnen sich die deutschen Einwanderer nicht nur leicht an dasselbe, sie bleiben auch gesund, kräftig und zu Feldarbeiten tüchtig. Dies gilt vielleicht nur nicht von dem schmalen Strich zwischen dem Meere und dem Fusse des Küstengebirges in der Provinz São Paulo und etwa noch in der Provinz Paraná, im übrigen aber selbst von denjenigen Gegenden von São Paulo, die innerhalb der Wendekreise liegen. Dort in dem Quellgebiet der Nebenflüsse des oberen Paraná sind auf den Kaffeeplantagen bei Campinas, Limeira, Rio Claro,

Diltthey, Die deutschen Ansiedelungen in Südbrasilien.

Constituição, Piracinunga u. a. viele Deutsche als Feldarbeiter beschäftigt. Die Hitze wird hier, Dank der hohen Lage und der während des Hochsommers häufig eintretenden Regengüsse, nie unerträglich oder gesundheitsgefährlich. — Noch gemässiger ist das Klima auf dem ebenfalls von deutschen Ackerbauern bewohnten Hochland der angrenzenden Provinz Paraná. In der nächst südlichen Provinz Sta. Catharina ist auch in dem niedrig gelegenen Gebiet zwischen dem Küstengebirge und dem Meere mit der deutschen Colonie Dona Francisca die Hitze nicht der Art, dass sie einen erschaffenden oder entnervenden Einfluss auf die deutschen Colonisten ausübte; davon gibt die dort geborene kräftige und strebsame Generation Zeugnis. — In der Provinz Rio Grande do Sul, die ich während der heissesten Monate — Januar und Februar — und zwar in einem, wie mir dort versichert wurde, ungewöhnlich heissen Sommer durchreist habe, erreicht die Hitze selten einen höheren Grad als bei uns in den Hundstagen; sie ist nur länger anhaltend und beständiger, aber gerade deshalb leichter zu ertragen. Die grösste Hitze, die ich dort erlebt — im Januar auf einer Eisenbahnfahrt von Porto Alegre nach São Leopoldo — betrug, wie ich auf meinem Reisethermometer constatirte, $28\frac{1}{2}^{\circ}$ Réaumur; die grösste Hitze, die ich in Wohnhäusern gefunden, welche dort viel leichter gebaut sind als bei uns und die Hitze mehr eindringen lassen, $25\frac{1}{2}^{\circ}$

Den climatischen Verhältnissen entsprechend ist denn auch der Gesundheitszustand im Allgemeinen ein sehr günstiger. Krankheiten sind im Lande selten, Epidemien kommen, mit Ausnahme des gelben Fiebers, fast gar nicht vor. Von dem gelben Fieber aber werden nur die Hafenstädte Santos, Paranaguá-Antonina, São Francisco und Desterro sowie ihre nächste Umgebung heimgesucht, wo Deutsche nur als Gewerbtreibende sich niedergelassen haben. Die Gegenden, in denen die deutschen Ackerbaucolonieen angelegt sind, bleiben von dieser Plage gänzlich verschont.

Diese vier Provinzen, in welchen das deutsche Element im Ganzen bereits durch 110—130 000 Seelen vertreten ist, will ich im Folgenden, soweit ich sie kennen gelernt, der Reihe nach besprechen. Ich beginne mit der nördlichsten derselben, mit der

Provinz São Paulo.

(900 000 Einwohner nach Hübner's statistischer Tabelle.)

Dieser Theil Südbrasilien, in Deutschland vielleicht am wenigsten bekannt, wird hier auch wohl am ungünstigsten beurtheilt. Zunächst wohl wegen der irrigen Vorstellung von dem Klima des Landes; so dann sind ja dort auch die berühmten Parceriacontracte ins Leben

getreten, deren Handhabung anscheinend den Hauptanlass zu dem erwähnten pr. Ministerialerlass gegeben hat. — Nach diesen Parceria- oder Halbpacten erhalten die Colonisten als Lohn ihrer Arbeit den halben Ertrag der Bodenfläche, die ihnen von dem Plantagenbesitzer zur Cultivirung angewiesen wird. Dass ein derartiges Abkommen an und für sich nicht unvortheilhaft für die Arbeiter ist, liegt auf der Hand; auch stehen sich viele Colonisten, wie sich weiterhin zeigen wird, sehr gut bei diesem Verhältniss. Den Plantagenbesitzern erschien es sogar zu günstig für die Arbeiter, so dass jetzt keiner von ihnen in der Provinz mehr auf solche Bedingungen Leute engagirt. Die Colonisten können nur dann dabei zu kurz gekommen sein, wenn der Gutsherr, oder, was vielleicht eher vorkam, dessen Verwalter ihnen nicht das zukommen liess, was ihnen nach dem Vertrage gebührte. Durch Klage bei Gericht dies zu erlangen, war bei der mangelhaften Rechtspflege kaum möglich.

Den Gutsherren stand früher auch noch eine Disciplinargewalt über ihre Colonisten zu, vermöge deren sie die letzteren ohne weiteres zwangsweise, sogar durch Freiheitsstrafen zur Erfüllung ihrer contractlichen Verpflichtungen anhalten konnten, und die erste Verpflichtung, welche diese einzugehen hatten, war die, nicht eher den Dienst zu verlassen, als bis sie die erhaltenen Vorschüsse — und für die erste Zeit waren ihnen solche gewöhnlich unentbehrlich — zurückgezahlt hatten. Es ist leicht erklärlich, dass die Herren des Landes von jener Disciplinargewalt manchmal zu weitgehenden Gebrauch machten; dieselbe ist ihnen aber inzwischen durch Gesetz genommen worden.

Von den Plantagenbesitzern (Facendeiros), welche neben ihren Sklaven europäische Einwanderer, darunter viele Deutsche, als Landarbeiter verwenden, ist einer der bedeutendsten der Visconde de Indajuba, der König der Provinz, wie er dort genannt wird, der aber in dem Rufe stand, dass er seine Colonisten am schlechtesten behandle. Gerade dies war für mich und meine damaligen Reisegefährten Veranlassung, eine seiner Facenden, die bei Campinas gelegene zu besuchen, auf der sich zwei Colonieen befinden: Sete Quedes und Saltinho, die erste von Deutschen und einigen Schweden, welche aber deutsch sprechen, die zweite von Welschtirolern und ein paar Deutschtirolern bewohnt. Um zu verhüten, dass die Colonisten in ihren Mittheilungen beeinflusst würden, gingen wir, ohne die Vermittelung des Gutsherrn oder seiner Verwalter in Anspruch zu nehmen, direct zu ihnen in ihre Wohnungen und waren sehr verwundert, auf der einen wie auf der anderen Colonie fast nur Aeusserungen der Zufriedenheit zu hören. Die älteren Colonisten insbesondere, die noch nach Maassgabe des Parceriacontractes engagirt worden

waren, liessen uns ihre Verhältnisse in sehr günstigem Licht erscheinen. Eine Familie z. B. mit vier halberwachsenen Kindern, welche die Behandlung von 3000 Kaffeebäumen übernommen hatte und dafür, dem Contracte gemäss, die Hälfte des Reinertrages erhielt, hatte dadurch allein, je nach der Fruchtbarkeit des Jahres, eine Einnahme von 400—1200 Milreis (ca. 800—2400 Mk.) pro Jahr. Dabei hatten die Leute freie Wohnung, freie Weide für ein Pferd und eine Kuh und ca. 8 Morgen (4000 □ Brassen) Pachtland für den Preis von 12 Milreis (24 Mk.). Sie verkauften in Campinas das Pfund Butter zu 1,200 Reis (2,40 Mk.), das Dutzend Eier zu 500 Reis etc. So war diese Familie, wie wir aus ihrem Abrechnungsbuch ersehen konnten, im Stande, nachdem sie die Schulden, mit denen sie begonnen, abbezahlt hatte, die ganze Einnahme aus der Pflege der Kaffeebäume, jährlich durchschnittlich 800 Milreis (1600 Mk.) ganz bei dem Gutsherrn stehen zu lassen, der ihnen ihr Guthaben mit 8 pCt. verzinst; — die nämlichen Procente hatten sie ehemals für ihre Schulden zahlen müssen.

Aber auch die nicht auf Halbpacht engagierten Colonisten wiesen uns eine jährliche Durchschnittersparniss von ca. 600 Milreis nach.

Ueber die Sicherheit ihres Guthabens bei dem Visconde hatten die Leute nicht die geringste Sorge; sie versicherten uns auf unsere desfalls geäusserten Bedenken, die Colonisten hätten stets, wenn sie es verlangt, ihr Capital nebst Zinsen ohne Schwierigkeiten ausbezahlt erhalten, so namentlich, wenn sie, was häufig vorgekommen, aus dem Dienstverhältniss ausgetreten seien, um sich in einer Stadt niederzulassen oder auf dem Lande selbständig anzusiedeln.

Was die angebliche schlechte Behandlung der Colonisten seitens des Gutsherrn anlangt, so wurde uns auf unsere Erkundigungen erklärt, eine solche sei nur denjenigen und zwar verdientermassen zu Theil geworden, die ihrerseits wegen Trunksucht oder aus Trägheit ihren contractlichen Verpflichtungen nicht nachgekommen seien; die ordentlichen Leute hätten sich über Gewaltthätigkeiten oder Ungerechtigkeiten ihres Dienstherrn nicht zu beklagen gehabt.

Die einzige Klage, die wir hörten, war die, dass es auf der Facende weder Kirche noch Schule gäbe. Die Katholiken von der Colonie Saltinho mussten nach dem 2 Stunden entfernten Campinas zur Kirche gehen; für die Protestanten auf der Colonie Sete Quedes kam vierteljährlich einmal ein Geistlicher von Rio Claro herüber, um in dem Betsaal der Colonie Gottesdienst abzuhalten und zugleich Trauungen und Taufen vorzunehmen.

Den besten Beweis dafür, dass die Colonisten in dieser Provinz es zu Etwas bringen können, liefert die deutsche Ansiedelung Beiro

dos Pires bei Limeira oder Spire, wie die Bewohner selbst sie nennen. Dort haben sich 50 deutsche Familien (Holsteiner) niedergelassen, die vorher in 8—9jähriger Arbeit auf Kaffeeplantagen so viel erspart hatten, um selbst Land kaufen zu können. Fast alle waren früher Colonisten des Senators Queiroz aus der Stadt São Paulo gewesen, der 3 Facenden bei Limeira und eine bei Piracinunga besitzt und für seine Colonisten ein sehr wohlwollender Dienstherr sein soll. (Er ist in Deutschland erzogen und lässt auch, wie noch manche andere Grossgrundbesitzer der Provinz, seine Söhne dort erziehen.) — Diese Ansiedler leben nun hier bereits 9—10 Jahre zusammen, haben sich einen Pfarrer aus Deutschland kommen lassen, der zugleich die Stelle des Schullehrers versieht, und haben ganz aus eigenen Mitteln ein Pfarrhaus gebaut nebst Betsaal, in dem auch Schule gehalten wird. — Gegenwärtig haben die meisten Familien neben eigenem Haus, Viehstand und Ackergeräthschaften 40—80 Morgen Land, welche sie theils zum Kaffeebau, theils zum Anbau von schwarzen Bohnen, Mais, Reis und Kartoffeln, theils als Weideland benutzen. Ausserdem haben es manche bereits dahin gebracht, Summen von mehreren Tausend Milreis zurückzulegen. Die Nähe der Stadt und Eisenbahnstation Limeira, die ca. 2 Stunden entfernt ist, gibt ihnen die beste Gelegenheit zu lohnendem Absatz ihrer Producte. Günstig für diese Ansiedelung ist es auch, dass sie sich weiter ausdehnen kann, indem in der Nähe noch Land von verschuldeten brasilianischen Grundbesitzern käuflich zu haben ist. Für 200 Milreis sind 4000 □Brassen (ca. 8 Morgen) Land, das sich zum Kaffeebau eignet, zu kaufen. Solches Land, wo kein Kaffee gebaut werden kann, nämlich das in den Niederungen gelegene, wo die Kaffeebäume dem Erfrieren ausgesetzt sind, steht viel niedriger im Preis. — Ein benachbarter Grundbesitzer hatte seine 44 000 im Thal gelegene □Brassen für 800 Milreis ausboten, ohne einen Käufer zu finden.

Hier ist der entwicklungsfähige Anfang zu grösseren Ansiedelungen deutscher Einwanderer gegeben. Hier können diese bei ihren Landsleuten den rationellen Betrieb der dortigen Landwirtschaft, die Auswahl des zum Kaffeebau geeigneten Landes, die Behandlung der Kaffeebäume, die Bekämpfung des Unkrauts und des Ungeziefers, insbesondere der Ameisen, besser als bei den brasilianischen Facendeiros lernen. Der Tagelohn beträgt dort, wie auch anderwärts in Südbrasilien, 1 Milreis (2 Mk.) neben freier Beköstigung und Wohnung, welcher Preis auch für die Miethe eines Selaven bezahlt wird; und es beginnt bereits bei der Ausdehnung, welche die Besitzungen einzelner Ansiedler erlangt haben, an Arbeitskräften zu mangeln, so dass einer derselben, zum grossen Kummer des Pfarrers, sogar dazu übergegangen war, sich Selaven anzuschaffen.

Eine gleiche Ansiedelung wie die von Spire, aus ungefähr 25 Familien bestehend, aber noch nicht so weit entwickelt wie diese — noch ohne Pfarrer und Lehrer — liegt bei der Eisenbahnstation Rocinha zwischen Campinas und Jundiahy. — Der weitaus grösste Theil der deutschen Einwanderer scheint dagegen das Dienstverhältniss auf den Plantagen, das ihnen einen ruhigen und sicheren Erwerb bietet, einer solchen Selbständigkeit vorzuziehen, die zu erlangen immer ein Wagniss ist und grosse Anstrengungen für den Anfang erfordert.

Einzelne den gebildeten Ständen angehörige deutsche Einwanderer haben in der Provinz ausgedehnte Ländereien zur Anlegung von Kaffeeplantagen erworben, so namentlich Leute, die als Verwalter brasilianischer Facenden oder als Eisenbahn-Ingenieure mit den dortigen Verhältnissen bekannt geworden waren. In den Städten São Paulo, Campinas, Limeira, Rio Claro, Santos u. a., wohnen viele Deutsche als Kaufleute, Handwerker und Wirthe; die Zahl der Deutschen in der Stadt São Paulo wird auf 1200 unter einer Bevölkerung von ca. 30 000 geschätzt. Die Gesamtzahl der Personen deutscher Abkunft wird indessen wohl nicht mehr als 7000 betragen.

Die Provinz São Paulo ist eine der reichsten von ganz Brasilien; der Boden zum grossen Theil sehr fruchtbar und der dort betriebene Kaffeebau überaus lohnend. Die vielen Eisenbahnlinien vermitteln nicht nur den Verkehr im Innern, sondern auch mit dem vortrefflichen Hafen der Provinz, Santos, und mit der Hauptstadt Rio de Janeiro. Auch soll sich die Bevölkerung durch Unternehmungsgeist und Thatkraft vor der der anderen Provinzen — Minas Geraes und Rio Grande do Sul vielleicht ausgenommen — auszeichnen. Dem Reisenden fallen die vielen grossen und kräftigen Gestalten auf, denen er überall begegnet. — Indessen ist das gute Land meist in den Händen von Grossgrundbesitzern, die, wenn sie auch nur einen geringen Theil davon in Cultur setzen können, doch nicht leicht Etwas verkaufen. Dieser Umstand erschwert den Einwanderern die selbständige Ansiedelung. Die Verhältnisse werden sich aber voraussichtlich in dieser Beziehung günstiger gestalten, wenn mit der gänzlichen Aufhebung der Sklaverei, die nach dem jetzigen Stande der Gesetzgebung ja nur noch eine Frage der Zeit ist,*) die Facendeiros nicht mehr im Stande sein werden, die nöthigen Arbeitskräfte

*) Alle seit dem Jahre 1871 von Slavinnen geborene Kinder sind frei. Da die Einfuhr von Slaven schon seit langem verboten ist, so erlischt also die Sklaverei mit dem Aussterben der jetzt noch im Lande vorhandenen. Es wird aber schon lebhaft für eine baldige absolute Aufhebung der Sklaverei agitirt.

zu beschaffen — die Neger ziehen in Brasilien, sobald sie frei sind, mit Vorliebe in die grossen Städte — und wenn ferner, wozu finanzielle Bedrängniss die brasilianische Regierung über kurz oder lang vielleicht zwingen wird, eine Grundsteuer eingeführt wird, die es den Grundbesitzern unmöglich macht, grosse brachliegende Complexe auf die Dauer in Händen zu behalten.

Weniger von der Natur begünstigt ist die

Provinz Paraná

(120 000 Einwohner nach Hübner's statistischer Tabelle),

eine der am schwächsten bevölkerten des Kaiserreichs. — Der Hafen der Provinz, Paranaguá-Antonina, ist nicht wie der von Santos auch für grosse Seeschiffe zugänglich. Der Verkehr mit den benachbarten Provinzen wird nur durch die Küstendampfer, die in Santos, São Francisco, Desterro und Rio Grande do Sul anlegen, vermittelt.

Von Antonina führt eine 80 Kilometer lange Chaussee, die sog. Graziosastrasse, über das Küstengebirge nach der auf dem Hochlande gelegenen Provinzialhauptstadt Curitiba, in deren Umgebung die meisten und wichtigsten Colonieen liegen. Der Boden ist hier nur da fruchtbar, wo er mit Wald bedeckt ist; der Wald nimmt aber nur den kleineren, das hügelige Weideland (der sog. Camp) den grösseren Theil dieser Gegend ein. — Das milde Klima gestattet neben dem Anbau von Mais, schwarzen Bohnen, Kartoffeln und unseren Obst- und Gemüsearten auch den von Roggen, der sehr gut gedeiht. Auch sollen Boden sowohl wie Klima dem Weizenbau günstig sein; doch wird diese Frucht nur wenig angebaut, angeblich, weil die Papageien zu grossen Schaden darin anrichten. Mir ist neben den vielen schönen Roggenfeldern, die ich dort gesehen, kein einziges Weizenfeld zu Gesicht gekommen. — Das Hauptausfuhrproduct der Provinz, der Paraguaythee (herva de mate), aus den Blättern eines in den Wäldern wild wachsenden Baumes gewonnen, wird fast nur von den Eingeborenen präparirt.

Curitiba, ein für brasilianische Verhältnisse gut gebautes Städtchen von etwa 5000 Einwohnern, hat einen starken Bruchtheil deutscher Bevölkerung, die auf 1000 Personen geschätzt wird. In der ganzen Provinz gibt es wohl nicht mehr als 5000—6000 Deutsche, einschliesslich der dort angesiedelten Deutsch-Russen. Bis vor etwa 5 Jahren wohnten in der Umgebung der Stadt nur deutsche Colonisten. Seitdem hat die Staatsregierung begonnen, andere Nationalitäten, hauptsächlich Polen aus preussischen und österreichischen Provinzen, deren Zahl gegenwärtig mehr als 4000 betragen soll, sowie Italiener und Franzosen, dort anzusiedeln. Die Bewohner der Provinzialcolonie São Venancio, der ältesten und gegenwärtig

einzig, die fast ganz deutsch ist, klagten, dass ihnen dadurch die Preise verdorben worden seien. Der Preis einer Algueira (ca. 40 Liter oder $\frac{3}{4}$ Scheffel) Roggen, die früher 6 Milreis (ca. 12 Mk.) gekostet, sei auf 2 Milreis, der einer Algueira Kartoffeln von 3 auf 1 Milreis gesunken. Indessen ging es diesen Colonisten einstweilen nicht schlecht. Einer von denen, die ich besuchte, hatte ein schuldenfreies Landloos von 40 Morgen nebst Haus, 4 Kühen, 2 Pferden und den nöthigen Ackergeräthschaften. Ein anderer, der Schullehrer der Colonie, ein ehemaliger Schneider aus der Provinz Posen, der vor 16 Jahren ausgewandert war, besass schuldenfrei 2 Colonielloose zu 40 Morgen mit einem geräumigen Haus, einer Scheune und einer Ziegelei; ausserdem 5 Pferde, 6 Kühe, verschiedenes Kleinvieh etc. Einzelne andere Bewohner dieser Colonie waren allerdings noch nicht dazu gekommen, ihr Landloos ganz zu bezahlen.

Nachträglich, namentlich nachdem ich Vergleichen mit den Verhältnissen der weiter südlich gelegenen Provinzen habe anstellen können, sind mir Zweifel aufgestiegen, ob die dortigen Colonisten auf die Dauer prosperiren werden. Die ihnen zugetheilten Landloose sind zu klein und die Preise des Landes zu hoch. Der Ackerbau wird hier wie auch in den andern südlichen Provinzen in der Weise betrieben, dass zunächst der Wald niedergehauen und das Holz, soweit es nicht als Nutzholz verwerthet werden kann, verbrannt wird. Darauf wird so lange ohne Düngung gesät und gepflanzt als der Boden noch gute Erndten liefert. Dies währt je nach der Fruchtbarkeit des Bodens 6—12 Jahre, bei besonders fruchtbarem Boden auch noch länger. Dann lässt man das ausgenutzte Land liegen, das sich bald wieder mit Buschwerk bedeckt. Nach 5 oder 6 Jahren kann dies wieder abgebrannt und der Boden von neuem bepflanzt werden. Die Ergiebigkeit ist alsdann aber natürlich schon nicht mehr so gross wie zu Anfang. Der Colonist muss daher, damit er sein Grundstück nicht zu bald erschöpft, möglichst viel Reserveland haben. — In den Colonien der Provinz Rio Grande do Sul, wo der Boden durchschnittlich fruchtbarer ist als bei Curitiba — dort wird das Vorkommen von Araucarien, in Brasilien Piniéren (Pinheiros) genannt, die hier fast ausschliesslich den Wald bilden, als ein Zeichen geringerer Fruchtbarkeit des Bodens angesehen — wird in der Regel jeder Colonistenfamilie ein Grundstück von ungefähr 200 Morgen (100 000 □ Brassen = 484 000 □ Meter) überwiesen zu dem Preis von 300—800 Milreis (600—1600 Mark). Auch in der auf der Grenze der Provinzen Paraná und Sta. Catharina gelegenen Colonie São Bento, wo die climatischen und Bodenverhältnisse die nämlichen sind wie bei Curitiba, nur der Wald reich-

licher vorhanden ist, erhält der Colonist 80—150 Morgen, zu 4 Milreis und braucht den Kaufpreis erst nach 3 Jahren mit 6 pCt. zu verzinsen; bei Baarzahlung wird ihm dort der Morgen sogar nur mit 2 Milreis berechnet. Auf der Colonie São Venancio dagegen, welches wohl die beste in der Nähe von Curitiba ist, erhielt der Colonist von der Provinzialregierung nur 40 Morgen und hatte dafür 258 Milreis zu bezahlen. Auf der mit Polen besetzten Staatscolonie Santo Ignazio war den Colonisten nach den Contracten, die sie in Händen hatten und uns vorzeigten, sogar nicht viel mehr als 20 Morgen (25 000 □Meter) eingeräumt worden, wofür sie 15 Reis pro □Meter, also im Ganzen 780 Milreis zu zahlen hatten. — Auch Privatleute verkaufen dort das Land in kleinen Parzellen zu verhältnissmässig hohen Preisen. Einzelne deutsche Einwanderer, die bei dem Bau der Graziosastrasse und durch Landspeculationen ein Vermögen erworben haben und grosse Ländereien in der Umgebung von Curitiba besitzen, haben dieselben in Loose von 20 Morgen parzelliren lassen, die sie zum Preis von 300—350 Milreis verkaufen.

Ein günstiger Umstand für die Colonisten in dieser Gegend ist der, dass sie ihr Holz, woran im Allgemeinen dort kein Ueberfluss ist und welches sich bei den relativ guten Wegen des Camplandes ohne zu grosse Kosten transportiren lässt, gut verwerthen können. Sie haben früherhin auch bei dem Bau der Graziosastrasse und in der letzten Zeit bei dem Bau der Eisenbahn von Paranaguá nach Curitiba lohnenden Nebenerwerb gefunden. — Ob die Inbetriebsetzung dieser Eisenbahn einen vollen Ersatz bieten wird für den Ausfall der Arbeiten, ist mir fraglich. Es wird darauf ankommen, ob die Colonisten so billig produziren können, dass ihre landwirthschaftlichen Erzeugnisse exportfähig sind, was ich bei den hohen Landpreisen bezweifeln möchte. Für den Bedarf einer so kleinen Stadt wie Curitiba sind der Colonieen in ihrer Umgebung schon zu viele.

In der Provinz Paraná sollte auch ein Theil der Deutsch-Russen aus dem Gouvernement Saratow angesiedelt werden, mit denen die brasilianische Regierung in den letzten Jahren Colonisationsversuche gemacht hat. — Dass dieselben misslungen sind, lag wohl zum Theil an dem Eigensinn dieser Deutsch-Russen, die, wie sie es gewohnt waren, nur „Steppe“ beackern wollten, hauptsächlich aber an der Unredlichkeit der brasilianischen Behörden, die den Ankömmlingen nicht das ihnen zugesicherte, von ihrer vorausgesandten Commission ausgesuchte Land anwiesen, sondern ihnen das schlechte Land, welches der damalige Präsident der Provinz von seinen Verwandten um einen Spottpreis erworben hatte, aufnöthigen wollten. — Nur ein kleiner Theil von ihnen ist in der Provinz geblieben und hat seine Hauptniederlassung

in der Gegend von Ponta Grossa, 3—4 Tagereisen landeinwärts von Curitiba. Die Meisten haben ebenso wie ihre in der Provinz Rio Grande do Sul angesiedelt gewesenen Landsleute das Land wieder verlassen. Von diesen traf ich mehrere, die sich, nach zweijährigem Aufenthalt in Brasilien, nach Argentinien gewandt hatten, in Entre-Rios auf der Colonie Alvear zwischen Paraná und Diamante. Sie erzählten mir, dass noch viele von ihren in Brasilien zurückgebliebenen Landsleuten, mit denen sie in Briefwechsel standen, gewillt seien, zu ihnen nach Entre-Rios überzusiedeln, wenn sie nur Sicherheit hätten, hier noch Land zugetheilt zu erhalten. Von dem Lande, welches sie in Brasilien kennen gelernt, behaupteten sie zwar keineswegs, dass es ohne Ausnahme für den Ackerbau ungeeignet sei; sie gaben vielmehr zu, dass das brasilianische Waldland viel reichere Erträge liefere als ihr jetziges Land, mit dem sie übrigens ganz zufrieden waren; aber Waldland hatten sie nicht bearbeiten wollen; die Arbeit des Holzfällens war ihnen ungewohnt und zu mühsam. Dagegen behaupteten sie, das Campland habe weder in der Provinz Paraná noch bei Sta Maria da bocca do monte in Rio Grande do Sul, auch nur im ersten Jahre ohne Düngung eine erträgliche Ernte geliefert.

Provinz Sta. Catharina

(200 000 Einwohner nach Hübner's Tabelle).

Von Curitiba führt südwärts ein Fahrweg nach dem 19 Kilometer entfernten Dorf São José, von wo man in 3 Tagen zu Pferd oder Maulthier, auf Wegen, die bei den vielen sumpfigen Stellen und nicht überbrückten Wasserläufen nur in der trockenen Jahreszeit passirbar sind, nach der erwähnten ebenfalls noch auf dem Hochland gelegenen Colonie São Bento gelangt, einer Dependenz der in der Provinz Sta. Catharina gelegenen Colonie Dona Francisca. Ob São Bento auch zu Sta. Catharina oder noch zu Paraná gehört, ist zwischen den beiden Provinzen streitig; während es aber mit der letzteren Provinz keine ordentliche Verbindung hat, ist es mit der ersteren durch eine vortreffliche Chaussee, die 80—90 Kilometer lange Serrastrasse verbunden, die bis nach Joinville, dem Hauptort der genannten Colonie führt.

Dona Francisca, 1849 von dem Hamburger Colonisationsverein gegründet, ist wohl die am besten angelegte deutsche Colonie in Brasilien. Bis nach Joinville hinauf fahren Flussdampfer und selbst kleine Seeschiffe; das Flüsschen, an dem es liegt, mündet etwa 3 Stunden unterhalb, gegenüber der Insel São Francisco, die einen der besten Häfen Südamerika's besitzt. Die nördliche Einfahrt desselben hat für die grössten Schiffe ausreichende Tiefe. Der Colonie ist hier nach ein fast directer Verkehr mit Europa ermöglicht. Nur hat die

brasilianische Regierung im Jahre 1874 das Zollamt (die Alfândega) in São Francisco aufgehoben — angeblich weil die Einnahmen desselben zu gering waren — und mit dem der weiter südlich gelegenen Provinzialhauptstadt Desterro vereinigt, so dass jetzt der Waarenverkehr einen weiten Umweg machen muss.

Nach dem Vertrag, den der Hamburger Colonisationsverein mit der brasilianischen Regierung abgeschlossen hat, kostet die Ueberfahrt von Hamburg nach Dona Francisca für den erwachsenen Colonisten nur 60 Mk., für ein Kind 30 Mk.; den Rest des Fahrpreises bezahlt die brasilianische Regierung. — Auf keiner anderen Colonie ist so viel für die Anlage guter Wege geschehen. Es wird auch jetzt noch nicht nur der Weiterbau der Serrastrasse nach Rio Negro hin betrieben, wofür die Regierung 5000 Milreis monatlich aufzuwenden sich verpflichtet hat, sondern auch, insbesondere in der neuen Dependenz-Colonie São Bento, an der Verbesserung der Wege innerhalb der Colonie gearbeitet. Es bietet sich dadurch Gelegenheit zu einem Nebenverdienst, der namentlich den neuangekommenen Colonisten sehr zu Statten kommt. Ein Erwachsener verdient dort im Tagelohn (ohne Beköstigung) 1 Milr. 400; wenn er zugleich einen Wagen mit 2 Pferden stellt 4 Milr. (8 Mk.); ein Knabe 1 Milr.

Auch in Bezug auf ihre Schulen scheint die Colonie manchen anderen voraus zu sein. Aus der Gegend von Curitiba, z. B. aus São José schicken Eltern ihre Söhne nach dem weit entfernten Joinville zur Schule. Die hier erzogene Jugend spricht ein besseres Deutsch als die der meisten anderen deutschen Colonieen. Zu verschiedenen Malen ist es mir in Curitiba vorgekommen, dass junge Leute, mit denen ich in's Gespräch kam, mir durch ihr gutes Deutsch auffielen, und dass ich auf meine desfallsige Frage die Auskunft erhielt, sie seien in Dona Francisca erzogen worden und später nach Curitiba übersiedelt.

Während São Bento, wie schon angedeutet, ein ganz gemässigttes Klima hat, welches den Anbau aller mitteleuropäischen Getreidearten und Gemüse zulässt, ist es in dem Küstengebiet von Joinville für den Anbau von Weizen und Roggen schon zu heiss. Dagegen gedeihen dort Mais, Mandioca — aus deren Wurzel das in Südamerika gebräuchliche Mandiocamehl, welches im Innern des Landes noch die Stelle des Brodes vertritt, bereitet wird — verschiedene Arten süsser Kartoffeln, Zuckerrohr, Tapioca und sogar noch Kaffee. Zwar hat man mit dem Anbau des letzteren in früheren Jahren ziemlich erfolglose und verlustreiche Versuche gemacht. Neuerdings aber, nachdem man mit grösserer Sorgfalt den geeigneten Boden und solche Stellen ausgesucht hat, wo die Kaffeebäume nicht erfrieren, wird diese Frucht mit grossem Nutzen gezogen. So wurde mir ein Colo-

nist namhaft gemacht, der bereits für 2—3000 Milreis Kaffee jährlich auf seinen Pflanzungen erntete.

Der Boden ist zwar nicht überall in der Colonie sehr fruchtbar, vielmehr in dem alten Theil derselben, namentlich in der nächsten Umgebung von Joinville, vielfach sandig, eignet sich aber gerade deswegen für einzelne Fruchtarten, wie z. B. Mandioca und Kartoffeln besonders gut, besser als schwerer Boden, und bringt überhaupt unter der Gunst des Klimas das, was zum Unterhalt einer Colonistenfamilie erforderlich ist, leicht hervor. Die Colonisten leben denn auch durchgängig in Wohlstand und Behagen, wenn sie es auch gerade nicht zu Reichthum gebracht haben, und die ganze Colonie macht auf den Besucher einen sehr angenehmen, freundlichen Eindruck; so namentlich der Hauptort Joinville. In reizender Gegend gelegen, zeichnet sich das Städtchen auch durch seine reinlichen Strassen und seine hübschen, sauberen, meist von Blumengärtchen umgebenen Häuser vortheilhaft vor brasilianischen Städten aus. Auch ist bereits ein Anfang von Industrie dort vorhanden, indem Zuckerfabriken, Gerbereien, Bierbrauereien und Mate- (Paraguaythee-) Mühlen angelegt und in Betrieb sind. Die ganze Colonie Dona Francisca soll eine Bevölkerung von annähernd 16 000 Seelen haben, ohne die paar Tausend eigentlichen Brasilianer, die in ihrem Gebiet wohnen. Einbegriffen in jene Zahl sind aber die Bewohner der Dependenz-Colonie São Bento, die, obwohl erst in dem letzten Jahrzehnt gegründet, doch schon 5000 Seelen zählt und noch für 1000 Colonistenfamilien freies vermessen Land hat. Unter den Bewohnern dieser Dependenz gibt es eine Anzahl Polen, die aber meist Deutsch verstehen. Im Uebrigen ist die ganze Colonie rein deutsch.

Dona Francisca ist angelegt auf den Ländereien, die der Prinz von Joinville bei seiner Verheirathung mit der Schwester des Kaisers von Brasilien als Mitgift erhielt. Indem er einen Theil derselben dem Hamburger Colonisationsverein unentgeltlich zur Besiedelung mit Colonisten überliess, hat er den Werth des zurückbehaltenen Theiles ganz bedeutend erhöht. — Die Ländereien des Conde d'Eu, eines Schwagers des Kaisers, die sich im Süden an diese Colonie anschliessen und bis über den Itapocú hinaus erstrecken, werden vielleicht späterhin in gleicher Weise besiedelt werden. Dadurch würde die Verbindung hergestellt zwischen Dona Francisca und der anderen grossen deutschen Colonie der Provinz, im Flussgebiete des Itajahy und der im nämlichen Gebiet gelegenen kleineren Colonie Brusque-Itajahy. Durch besondere Umstände von dem Besuch dieser Colonieen abgehalten, habe ich dieselben zu meinem Bedauern nicht kennen gelernt. — Um dorthin zu gelangen, muss man, da ein Landweg von Dona Francisca aus noch nicht existirt, den kleinen

Küstendampfer benutzen, der monatlich dreimal zwischen São Francisco und Desterro hin und her fährt. Die zwischen Rio de Janeiro und Rio Grande do Sul fahrenden Dampfer können in den Hafen von Itajahy wegen der ungünstigen Barre desselben nicht einlaufen. Auch der ersterwähnte kleine Dampfer kann nicht von Itajahy bis Blumenau stromaufwärts fahren. Zur Fahrt dorthin muss man in einen kleineren Flussdampfer umsteigen.

Die Colonie Blumenau soll durchgängig sehr fruchtbaren Boden haben; die Absatzgelegenheiten sind dagegen, wie aus Obigem erhellt, weniger günstig. Die Zahl der deutschen Bewohner wird auf mehr als 10 000 geschätzt; mit den sonst im Flussgebiet des Itajahy wohnenden Deutschen dürfte die Zahl derselben auf mindestens 12 000 steigen.*)

Von besonderem Interesse war für mich ein Ausflug, den ich von Desterro aus nach der noch weiter südlich gelegenen alten Colonie Theresopolis machte. — Wie der deutsche Colonist, wo er mit Brasilianern auf demselben Felde zusammentrifft, sich diesen wirtschaftlich überlegen zeigt und ihnen immer mehr Terrain abgewinnt, ist mir nirgends klarer vor Augen getreten als dort. — Vor etwa 40 Jahren hat die brasilianische Regierung in dem oberen Thale des Cubatão die Colonien Theresopolis und nicht weit davon Sta. Isabel und São Pedro de Alcantara angelegt. Von dem Küstenstädtchen Palhoça, wohin man von Desterro in 3—4 Stunden mit einem Segelboot überfährt, hat man 7—8 Stunden thalaufwärts zu reiten bis Theresopolis. Das dortige Land ist nur zu einem kleinen Theil fruchtbar. Es haben daher viele Colonisten, welche schlechtes Land bekommen hatten, im Laufe der Zeit die Colonie wieder verlassen. Ein Theil derselben ist thalabwärts gezogen und hat am unteren Cubatão, wo der Boden durchschnittlich viel fruchtbarer ist, insbesondere bei Santo Amaro privatim Land von Brasilianern gekauft und sich dort niedergelassen. Der fruchtbare Boden bringt hier unter günstigem Klima noch Kaffee von besonders guter Qualität hervor. Ein Colonist zeigte mir seine Kaffeeplantation, die seiner Angabe nach nahezu 20 Jahre alt war und nie durch den Frost gelitten hatte, sich auch noch im besten Zustande befand. Nach und nach ist durch den Zuzug aus Theresopolis und Sta. Isabel die Bevölkerung des unteren Cubatãothales, einschliesslich Palhoça's fast zur Hälfte deutsch geworden, und dass die Deutschen sich dort

*) In den vor Kurzem in der Cöln. Ztg. veröffentlichten interessanten Reiseberichten, die mir nach Abfassung der vorliegenden Schrift zu Gesicht gekommen sind, wird die Zahl der Deutschen (einschliesslich der Oesterreicher) in der Colonie Blumenau allein auf 12 563 angegeben, die Zahl der Deutschen in der Colonie Brusque-Itajahy auf 6000 und im ganzen Municipium Itajahy auf 25 000 geschätzt.

jetzt schon in besseren Verhältnissen befinden als die Brasilianer, erkennt man leicht an dem Aussehen ihrer Häuser und dem Zustand ihrer Aecker, die vortheilhaft von denen der letzteren abstechen. Wo sich ein sauber angestrichenes mit Glasfenstern versehenes Haus zeigte, da wohnte, wie mir mein Begleiter, ein alter Colonist aus Theresopolis, berichtete, fast jedesmal ein Deutscher. Wo wir bei Deutschen einkehrten, fanden wir gut möblirte Stuben, reinliches Geschirr und appetitliche Speisen. Auch sprachen die deutschen Ansiedler, Ackerer wie Handwerker, sich mit grosser Zuversicht dahin aus, dass die schlaffen und trägen Eingeborenen im Thal nach und nach immer mehr vor ihnen würden weichen müssen. Mit grossem Respect äusserten sie sich dagegen über die Bewohner des Hochlandes, die Lagianer, so genannt nach dem dortigen Hauptort Lages, denen sie neben Körperkraft und Gewandtheit auch grosse Waffengeübtheit nachrühmten. Ein alter preussischer Artillerist aus Iserlohn, jetzt der berühmteste Schmied der ganzen dortigen Gegend, dem es keineswegs an Selbstgefühl gebrach, meinte doch, ein Lagianer könne es im Kampf mit der blanken Waffe mit jedem preussischen Soldaten aufnehmen.

Wie es dort, wo die Brasilianer ganz für sich wohnen, in ihren Häusern oder Hütten aussieht und zugeht, habe ich auf anderen Reisen, so namentlich auf einem dreitägigen Ritt von São José bei Curitiba nach São Bento, erfahren, bei welcher Gelegenheit ich zweimal bei Brasilianern übernachten musste. Es waren dies keineswegs arme, sondern im Gegentheil recht begüterte Leute; der Eine besass sogar eine ganze Quadratletoa (ca. 36 □ Kilometer) Waldland; seine Holzhütte war aber durchaus nicht behaglich oder auch nur wohnlich eingerichtet; kein Stuhl mit Lehne in dem ganzen Hause, sondern nur dreibeinige Schemel; statt der Fenster nur offene Luken, die Nachts mit Brettern zugemacht wurden; auf dem Fussboden keine Dielen; die Abtheilungen im Innern durch roh nebeneinandergesetzte Bretter hergestellt; das Dach, welches sich unmittelbar über den Wohnräumen des Erdgeschosses befand, so undicht, dass der Regen sogar auf die Bettstelle — ein zwischen 4 Pfosten befestigtes Riemengeflecht — durchsickerte. Gekocht wurde auf einem offenen Holzfeuer, das mitten in der Wohnstube auf dem Erdboden angelegt wurde und dessen Rauch durch das ganze Haus zog. — In der Wohnung des Anderen gab es sogar statt der Tische und Stühle nur alte Kisten und über Fässer gelegte Bretter. — Die Bewohner waren übrigens sehr gastfreundlich und zuvorkommend; der Eine liess gleich nach unserer Ankunft einen in der Nachbarschaft beschäftigten Arbeiter, einen Schweden, der deutsch sprach, herbeiholen, damit ich, da mein Führer auch nur portugiesisch verstand, bessere Unterhaltung habe.

Sie boten uns auch augenscheinlich Alles was sie hatten; so bekamen wir Abends nach unserer Ankunft das in Brasilien übliche, durch einen fatalen Geruch sich auszeichnende Dörrfleisch (*carne secca* oder *charque*, an der Sonne getrocknetes Fleisch) mit einer Art Kohl durcheinandergekocht und als Zukost Mais- oder Mandiokmehl — Brod war nicht vorhanden. Am folgenden Morgen vor der Abreise erhielten wir zum Kaffee — d. h. zu der Mahlzeit, welche für den ganzen Tag bis zum Abend vorhalten musste, da wir unterwegs in der menschenleeren Gegend keine Gelegenheit fanden, etwas zu geniessen — das eine Mal kaltes, in Würfel geschnittenes Dörrfleisch mit Mandiokmehl bestreut, welches aus einer gemeinsamen Schüssel gegessen wurde, in die Jeder mit seinem Löffel hineinfuhr; das andere Mal trockenen Käse und, was das beste war, einen Teller kalte Milch mit Maismehl. Als Getränk wurde gleich bei unserer Ankunft und während des ganzen Abends Mate, das in Brasilien wie in Argentinien am meisten verbreitete Getränk, in einem Kürbistöpfchen herumgereicht, aus dem man mittelst eines gemeinsamen Röhrchens den Thee schlürfte. — Von Bezahlung wollten die Leute nichts wissen; nur liess sich der Eine für die Fütterung unserer Thiere eine Kleinigkeit aufnöthigen; der Andere nahm nur ein Geschenk aus unseren mitgebrachten Mundvorräthen an. — Eine solche Gastfreiheit soll bei den Brasilianern im Innern des Landes ganz allgemein üblich sein. —

Ein anderer Theil der Colonisten, die Theresopolis verlassen haben, ist weiter südwärts in das Thal des Tubarão, nach der Praça del Norte im Municipium Laguna gezogen. Dieses Thal soll den fruchtbarsten Boden der ganzen Provinz besitzen; die deutschen Ansiedler sind dort auch, wie ich von Leuten hörte, die an Ort und Stelle sich davon überzeugt hatten, zu grosser Wohlhabenheit gelangt. Mit der Provinzialhauptstadt Desterro steht dieses Gebiet aber nur durch Segelschiffe in Verbindung, die von da nach Laguna gehen.

Von Theresopolis aus hätte ich gern auf dem Rückweg die Nachbarcolonieen Sta. Isabel und São Pedro besucht, wurde aber durch eintretendes Regenwetter daran verhindert. Mein Wirth in Theresopolis rieth mir, wenn ich nicht riskiren wolle, acht Tage an einem Platze liegen zu bleiben, ohne Verzug direct nach Palhoça zurückzukehren. Die beiden Flüsse, die ich auf dem Wege dorthin zu durchreiten hatte, waren auch bereits so sehr angeschwollen, dass ich nur mit Mühe und Gefahr noch durchkam.

Wenn man unter Berücksichtigung vorstehender Angaben die Karte der Provinz betrachtet, so wird man finden, dass das schmale Küstengebiet derselben vom nördlichen bis zum südlichen Ende fast überall mit deutschen Ansiedelungen besetzt ist. Da die Zahl der

Deutschen wohl auf 30—40 000*) zu veranschlagen ist, die Bevölkerung der ganzen Provinz aber nur etwa 200 000 beträgt, so ergibt sich, dass es keiner starken Zunahme des deutschen Elements mehr bedarf, um demselben auf dem hier fraglichen Gebiete die numerische Ueberlegenheit zu verschaffen.

Während die Provinz Sta. Catharina zwei gute Häfen besitzt — São Francisco und Desterro (auf der Insel Sta. Catharina) entbehrt die

Provinz Rio Grande do Sul

(580 000 Einwohner nach Hübner's Tabelle)

eines solchen einstweilen gänzlich. Die Lagoa dos Patos, an der, resp. an deren Zuflüssen die drei Hafenstädte der Provinz, Rio Grande do Sul, Pelotas und Porto Alegre liegen, hat nur eine wenig tiefe Verbindung mit dem Meere, die das Einlaufen grosser Schiffe nicht gestattet. Eine directe Verbindung der genannten Städte mit Europa durch flachgehende Dampfer hat zwar vor mehreren Jahren einmal bestanden, ist aber nicht von langer Dauer gewesen. — Wie man in der Provinz vielfach behaupten hört, soll sich bei Torres, an der Grenze der Provinz Sta. Catharina ein zur Aufnahme grosser Seeschiffe geeigneter Hafen leicht herstellen lassen; in wie weit dies richtig ist, vermag ich nicht zu beurtheilen.

Bevorzugt vor den anderen ist aber diese Provinz durch ihre vielen Wasserstrassen im Innern, die hauptsächlich durch den Jacuhy und seine Nebenflüsse gebildet werden. Dieser Hauptstrom der Provinz, der von Westen nach Osten fliessend, dieselbe in der Mitte durchschneidet und an Porto Alegre vorbei, wo er den Namen Guahyba annimmt, der Lagoa dos Patos zuströmt, wird in der Regel bis Cachoeira hinauf, aber auch bei niedrigem Wasserstand immer bis Rio Pardo an der Einmündung des gleichnamigen Flusses von Dampfern befahren. Auf seinen grossen Nebenflüssen, die er von Norden her aufnimmt, gehen ebenfalls Dampfer und zwar auf dem Rio dos Sinos bei günstigem Wasserstand bis $\frac{1}{2}$ Stunde unterhalb Taquára; auf dem Cahy zu jeder Zeit bis São João do Montenegro — bei günstigem Wasserstand bis São Sebastião do Cahy (auch Porto Guimaraes genannt), und auf dem Taquary bis zu dem gleichnamigen Städtchen. Kleinere Fahrzeuge gehen auf dem Taquary noch bis über Estrella hinaus und, auf dem Jacuhy selbst, über Cachoeira hinaus bis in die Nähe der Colonie Santo Angelo.

In dem Gebiet dieser Flüsse, das also durch dieselben mit den drei Hafenstädten in Verbindung steht, liegt denn auch — oberhalb

*) In den erwähnten Reiseberichten der Cöln. Ztg. wird dieselbe sogar auf 50—60 000 geschätzt.

der erwähnten Einschiffungsorte — der grössere Complex der deutschen Ansiedelungen, die sich von Taquára am Rio dos Sinos westwärts über den Cahy, Taquary und Rio Pardo bis nach der Colonie Santo Angelo am oberen Jacuhy erstrecken und das waldige Bergland einnehmen, welches von den nördlich gelegenen Campos des Hochlandes südwärts zu den Campos am Jacuhy abfällt. — Dicht zusammengedrängt im Osten, wo in dem jetzigen Municipium São Leopoldo die ältesten Colonieen angelegt wurden, liegen sie weiter auseinander im Westen.

So liegen, wenn man von Osten ausgeht,

a) im Gebiet des Rio dos Sinos und seiner Nebenflüsse: u. a. die Privatcolonie Mundo novo mit den beiden Ortschaften Taquára (von São Leopoldo ca. 7 deutsche Meilen, 8—9 Stunden zu reiten) und Sta. Maria (2 deutsche Meilen oberhalb Taquára);

aa) zum Theil ebenfalls noch im Gebiet des Sinos aber zugleich in der Nähe der Eisenbahn, die von Porto Alegre über São Leopoldo nach Novo Hamburgo führt: die Stadt und Station São Leopoldo am unteren Sinos, der Hauptort der ältesten Colonieen; und 1 resp. $1\frac{1}{2}$ d. M. davon entfernt Feitoria velha und Lomba grande; ferner $\frac{1}{3}$ d. M. von der Endstation Novo Hamburgo: das Städtchen Hamburgerberg und 1. östlich davon Campo Bom und Leonerhof (1 resp. $2\frac{1}{2}$ d. M.) 2. und 3. nördlich und westlich, die sog. alten Picaden: die sog. Schwabenschneiz (schneise) ca. 1 d. M., Baumsehneiz (ca. $2\frac{1}{2}$ d. M.), Kaffeesehneiz (ca. $4\frac{1}{2}$ d. M.); die Picade 48 (ca. 3 d. M.), die Picade Bom Jardim (ca. 2 d. M. von Hamburgerberg) u. a.;

b) im Gebiet des Cahy und seiner Nebenflüsse: 1. östlich vom Flussthal: São José do Hortencio (Portugiesenschneiz) von São Sebastião do Cahy ca. 3 d. M.; Linha nova (Neuschneiz) ca. $4\frac{1}{2}$ d. M. und die sehr ausgedehnte Provinzialcolonie Neu-Petropolis, ca. 7 d. M. bis zum sog. Stadtplaz (8—9 Stunden zu reiten), 2. im Thal des Cahy selbst von der Picade Sebastopol, die noch zu Neu-Petropolis gehört, abwärts bis São Sebastião eine ganze Reihe kleiner Ansiedelungen; 3. westlich vom Cahy: die ehemalige Staatscolonie Sta. Maria de Soledade (oder Ferro Mecco) ca. 4 d. M. von São Sebastião und die Privatcolonie Maratá an dem gleichnamigen Nebenfluss des Cahy;

c) im Thal des Taquary:*) 1. 6—7 d. M. oberhalb des Städt-

*) Neuerdings ist die Concession zum Bau einer Eisenbahn von Taquary aufwärts durch das Thal des Taquary den Herren Spalding & Taafe ertheilt worden.

Dilthey, Die deutschen Ansiedelungen in Südbrasilien.

chens Taquary: Estrella, Conventos u. a.; 2. 2—3 M. östlich vom Fluss, eine Tagereise von Taquary entfernt, die grosse Privatecolonie Teutonia, an die sich weiterhin mehrere andere Privatecolonieen, so die des Brasilianers Santos Pinto anschliessen; 3. westlich vom Fluss: die Colonie Sta. Emilia u. a.;

d) im Gebiet des Rio Pardo und seines Nebenflusses Rio Par-dinho: 1. die grosse ehemalige Provinzialcolonie Sta. Cruz, jetzt emancipirt und mit eigener Municipalverwaltung ausgestattet, mit dem hübschen gleichnamigen Städtchen, von wo man auf leidlichem Fahrweg in 4—5 Stunden nach dem Städtchen Rio Pardo gelangen kann; 2. nördlich davon die Provinzialcolonie Montalverne; 3. 6—7 d. M. westlich die Colonie Rio Pardense mit der Ortschaft Germania unweit des Rio Pardo;

e) im Gebiet des oberen Jacuhy: die schon erwähnte Provinzialcolonie Santo Angelo, 7—8 d. M. westlich von Germania, von Cachoeira, mit dem sie durch einen Fahrweg verbunden ist, $1\frac{1}{2}$ Tagereise (ca. 11 d. M.) entfernt.

Die Colonieen westlich von Santo Angelo, über den Jacuhy hinaus auf Sta. Maria da bocca do monte zu, sind vorwiegend mit Italienern und anderen nichtdeutschen Einwanderern besetzt. Innerhalb des Gebietes von Mundo novo bis Santo Angelo gibt es dagegen nur drei Ansiedelungen dieser Art, die Staatscolonieen Caxias, Conde d'En und Dona Isabel zwischen dem oberen Cahy und Taquary; es sind dies die schlechtesten Colonieen der ganzen Provinz; sie liegen zu hoch im Gebirge, haben sehr schlechte Absatzwege, und ausserdem ist den Colonisten viel zu wenig Land zugetheilt worden. Viele Italiener aus diesen Colonieen durchziehen als Bettler die benachbarten, von Deutschen bewohnten Gegenden.

Ein zweiter, kleinerer Complex von deutschen Ansiedelungen liegt an den bewaldeten Abhängen der Serra dos Tapes, 8—10 d. M. nördlich von Pelotas und besteht aus der Privatecolonie São Lourenzo und einigen kleineren, sich daran anschliessenden Privatecolonieen. Von diesen aus kann man auf den ziemlich guten Fahrwegen des zwischenliegenden Camps in 1 oder $1\frac{1}{2}$ Tagen nach Pelotas und in ca. 5 Stunden nach dem Hafen São Lourenzo an der Lagoa dos Patos fahren, von wo Segelbootverbindung mit Pelotas und Rio Grande existirt.

Die hier bezeichneten Theile der Provinz sind, meiner Meinung nach, vor allen andern zu Ackerbau-Colonieen geeignet. — Der Verkehr von dort mit Porto Alegre resp. Pelotas, den beiden grössten Städten der Provinz, ist, wie aus den obigen Angaben ersichtlich,

nicht allzuschwierig, und der Boden ist, namentlich in dem nördlichen Complexe, durchschnittlich sehr fruchtbar. Die Cultivirung desselben wird durch seinen grossen Reichthum an fliessendem Wasser, durch den sich das brasilianische Gebirgsland überhaupt auszeichnet und der gerade für Länder mit wärmeren Climates so überaus werthvoll ist, sehr begünstigt. Fruchtbareres Land ist schwerlich in der ganzen Provinz zu finden.

In dem Gebiete dieser Colonieen wohnen denn auch schon mehr als 60 000 Personen deutscher Abkunft. Von hier aus hat sich das deutsche Element auch weiter in die Provinz verbreitet. Nicht nur in den vorerwähnten Einschiffsorten, Porto Guimaraes, São João do Montenegro, Taquary, Rio Pardo und Cachoeira, sondern auch weiter im Westen und im Innern, so namentlich in den Städtchen Sta. Maria da bocca do monte und Passo fundo, haben sich viele Deutsche niedergelassen. Die Gesamtzahl derselben in der Provinz beträgt mehr als 70 000; davon kommen auf die Hauptstadt Porto Alegre, die im Ganzen 30 000 Einwohner zählt, ungefähr 3000 auf Rio Grande und Pelotas je ein paar Hundert.

Wenn auf Grund einer amtlichen Zählung aus dem Jahre 1872, nach welcher die Provinz 434 813 Einwohner (367 022 Freie und 67 791 Slaven) — darunter 258 307 Weisse, 86 629 Mulatten, 65 633 Neger und 25 717 Indianer — hatte, die damalige Zahl der Fremden (Deutschen, Portugiesen, Italiener, Polen, Franzosen etc.) auf nur 36 458 angegeben wird, so ist dies daraus zu erklären, dass, nach brasilianischem Gesetz, jeder im Lande Geborene, gleichviel, ob die Eltern naturalisirt sind oder nicht, Brasilianer ist, also nicht zu den Fremden zählt.*) — Eingewandert sind in die Provinz, einschliesslich derjenigen, die sich in den Städten niedergelassen haben, im Ganzen kaum 30 000 Deutsche. Bis in die ersten Jahrzehnte nach der Gründung der ältesten Colonie, São Leopoldo (1825), war überdies die Einwanderung sehr gering; sie wurde erst etwas stärker seit die grossen neuen Colonieen, die Provinzial-Colonieen Sta. Cruz (1849), Santo Angelo (1857) und Neupetropolis (1858) und die Privat-Colonieen Mundo novo (1850), São Lourenzo (1858) und Teutonia (zu Anfang der sechziger Jahre) gegründet wurden. — Dass die Zahl der Deutschen jetzt eine so erheblich höhere ist, lässt schon darauf schliessen, dass dieselben sich dort im Allgemeinen wohl befinden, und dass dem in der That so ist, davon habe ich mich auf meinen Reisen durch die ausgedehnten deutschen Ansiedelungen dieser Provinz, auf die ich beinahe acht Wochen verwendet habe, durch eigene Anschauung überzeugt. Bei reichlicher nahrhafter Kost

*) Analoge Bestimmungen gelten in Argentinien und Uruguay.

— an schwarzen Bohnen und Fleisch ist nicht leicht Mangel — wächst in gutem Clima und unter harter Arbeit ein gesunder, kräftiger Menschenschlag heran. Man sieht schon die Urenkel der ersten Einwanderer, die im Jahre 1825 kamen, im Lande und hat in den sog. alten Picaden oft Gelegenheit zu bemerken, wie die dort geborene und aufgewachsene Generation grösser und stattlicher ist, als die eingewanderte. — Die Ehen sind auffallend reich mit Kindern gesegnet. Eine Familie mit 12 Kindern ist gar keine Seltenheit; mir wurden Familien mit viel grösserer Kinderzahl und sogar ein Ehepaar namhaft gemacht, welches 23 leibliche Kinder hatte. Einer der zuerst eingewanderten Colonisten in der Baumschneiz zählte 12 lebende Kinder (von 14), 58 Enkel und 14 Urenkel. Eine deutsche Zeitung aus der Provinz brachte kürzlich die Notiz, dass in einer der alten Colonieen eine Frau im Alter von 90 Jahren gestorben sei, welche mehr als 200 Nachkommen — Kinder, Enkel und Urenkel — hinterlassen habe.

Ein fleissiger und sparsamer Colonist, der ganz mittellos in's Land kommt und mit Schulden anfangen muss, kann, wenn er nicht zu abgelegenes oder ausnahmsweise unfruchtbares Land bekommen hat, in 10—12 Jahren ein schuldenfreies Besitzthum von 100 000 □Brassen (48,4 Hectaren oder ca. 200 Morgen) erlangen und ist im Stande, seinen Kindern so viel zu hinterlassen, als zum Beginn einer eigenen Wirthschaft nöthig ist.

Der durchschnittliche Wohlstand würde wohl ein noch grösserer sein, wenn die Colonisten es verstanden hätten, von Anfang an den fruchtbaren Boden, der unter den günstigen climatischen Verhältnissen so mannigfache werthvolle Producte hervorzubringen im Stande ist, in richtiger Weise auszubeuten und überhaupt rationell zu wirthschaften.

Diese Ueberzeugung drängt sich einem auf, wenn man auf der Reise durch die verschiedenen Colonien den Wirthschaftsbetrieb in den neuen mit dem der alten vergleicht. In den alten Ansiedelungen ist man mit wenigen Ausnahmen während der mehr als 50 Jahre, die seit ihrer Gründung verflossen sind, dabei stehen geblieben, fast nur schwarze Bohnen, Mais und Kartoffeln zu pflanzen. Dabei wurde nicht gedüngt, sondern wenn der urbar gemachte Boden keine genügenden Erträge mehr gab, immer von neuem Wald niedergeschlagen, um frisches Ackerland zu gewinnen. So ist doch stellenweise eine zu starke Entwaldung der Gegend eingetreten; die schädlichen Einflüsse der scharfen Südwinde haben in Folge dessen zugenommen und schliesslich ist auch das ursprünglich fruchtbarste Land so sehr ausgesogen worden, dass die wichtigste Fruchtart, die schwarzen Bohnen, die guten Boden erheischen, kaum noch den dritten Theil

der früheren Ernten ergeben. — Der so nothwendige Fruchtwechsel lässt sich hier in den meisten Colonieen zwar nicht durch den Anbau von Roggen und Weizen etc. herbeiführen. Diese unsere Getreidearten gedeihen in dem nördlichen Theil der Provinz nur auf den höher gelegenen Colonieen, wie Caxias, Conde d'Eu und Neupetropolis, gut; in dem südlicher gelegenen São Lourenzo wenigstens insoweit, dass die Colonisten ihren eigenen Bedarf ziehen können. Dagegen giebt es viel lohnendere Culturarten. So hat man denn auch in den neueren westlichen Colonieen schon seit vielen Jahren mit Erfolg Tabak gebaut, und man kann wohl behaupten, dass die Wohlhabenheit von Sta. Cruz hauptsächlich auf der Tabakproduction beruht. In dem letzten Jahre wurde die Tabakernte dieses Municipiums auf 120 000 Aroben und die Arobe ($14\frac{1}{2}$ Kilogramm) zu 3 Milreis 500 Reis veranschlagt, was einen Erlös von mehr als 400 000 Milreis ergeben würde. Der Reingewinn aus diesem Product ist besonders deshalb so erheblich, weil bei dem hohen Werthe desselben die Transportkosten, die dortzulande immer verhältnissmässig hoch sind, nicht so sehr in die Waagschale fallen. Dazu kommt noch, dass die Colonisten in der Regel in der Lage sind, den Ertrag ihrer Tabakfelder ganz als Ersparniss zurückzulegen, indem sie ihre laufenden Bedürfnisse aus der übrigen Ernte bestreiten.

Ebenso hat man in den neueren Colonieen, so namentlich in Santo Angelo, den Anbau von Reis eingeführt. Da die Qualität desselben eine ganz vorzügliche ist und jetzt noch ein bedeutender Import von ausländischem Reis stattfindet, so wird diese Cultur noch einer grossen Ausdehnung fähig sein.

In der Gegend von Estrella will man jetzt Zuckerrohr in grösserem Maassstabe anpflanzen und verspricht sich davon wohl mit Recht guten Erfolg.

Auf der Colonie São Lourenzo ist schon lange Stallfütterung, Düngung und Pflugarbeit eingeführt und damit das System der alten Raubwirthschaft aufgegeben worden. Diese Colonie hat sich denn auch, obwohl der Boden durchschnittlich nicht so fruchtbar ist, wie in den Thälern des Sinos, Cahy, Taquary und Rio Pardo, so günstig entwickelt, dass sie als eine der wohlhabendsten neben Sta. Cruz genannt werden kann. Sie hat mit den wenigen kleinen umliegenden Colonieen den vortrefflichen Absatzmarkt von Pelotas für sich allein, und ihre Colonisten, die sich überhaupt durch grosse Selbständigkeit auszeichnen, haben auch abweichend von denen der anderen Ansiedelungen die Gewohnheit, ihre Producte selbst auf den Markt zu bringen und so den Verdienst der Zwischenhändler sich zuzueignen.

Das Gebiet der bereits bestehenden Colonieen*) wird auch wohl den neuen in die Provinz einwandernden Colonisten am meisten zu empfehlen sein. — Zwar wird auch das walddreiche Gebiet der ehemaligen Jesuiten-Missionen am oberen Uruguay seiner grossen Fruchtbarkeit wegen sehr gepriesen; dasselbe liegt aber noch allzu fern von allem Verkehr und ist noch gar nicht angebaut. Die projectirte und schon im Bau begriffene Eisenbahn, welche die Provinz von Osten nach Westen in der Mitte durchschneiden soll, wird weit unterhalb dieses Gebietes — bei Uruguayana am Uruguay — münden und voraussichtlich erst nach vielen Jahren vollendet sein. Die Schiff- und Flössbarkeit des oberen Uruguay aber wurde mir von Leuten, welche diese Gegend bereist hatten, als gering geschildert wegen des grossen Wechsels im Wasserstand; unterhalb Uruguayana bei Salto ist sie für den grössten Theil des Jahres ganz unterbrochen durch Stromschnellen, die nur während weniger Monate bei dem höchsten Wasserstand von Schiffen passirt werden können. Es wird daher den Colonisten dort sehr schwer werden, geeigneten Absatz für ihre Producte zu finden. — Ich bin allerdings auf meinen Reisen durch die Provinz mit alten Colonisten zusammengetroffen, die ihr angebautes Land verkaufen wollten, um dorthin zu ziehen. Es scheint noch immer ein gutes Stück Wanderlust in den alten Auswanderern zu stecken; man begegnet häufig solchen auf der Wanderung befindlichen Colonistenfamilien, die ihre alten Wohnsitze aufgegeben haben, weil sie weiter im Innern, im Urwald auf ganz frischem, unausgenutztem Boden ein besseres Fortkommen zu finden vermeinen. — Diese alten Ansiedler, mit der Sprache und den Verhältnissen des Landes bekannt, mögen sich dort in der Wildniss allenfalls zurechtfinden. Neulingen dagegen wäre es wohl nicht anzurathen, dorthin zu gehen; diese thun immer besser, sich an alte Ansiedelungen anzuschliessen, wo sie schon einigermassen geordnete Zustände vorfinden.

Eine Masseneinwanderung aufzunehmen, sind die alten Bezirke allerdings nicht im Stande; dazu fehlt der Raum. Doch findet sich in einzelnen Colonieen und in ihrer Nähe noch viel freies, für Colonisten disponibles Land; so namentlich im Westen der Provinz bei Sta. Cruz und Germania und ebenso im Osten bei Mundo novo, sowie im Süden auf São Lourenzo und den benachbarten Colonieen. Wenn aber vorhin der gewöhnliche Preis des Landes auf 300—800

*) Der Ausdruck Colonie wird hier, wie auch an anderen Stellen, nach einem verbreiteten Sprachgebrauch, als allgemeine Bezeichnung auch für solche Ansiedelungen gebraucht, welche früher Colonieen waren und demgemäss ihre besondere Colonieverwaltung hatten, jetzt aber emancipirt und mit der normalen Municipalverwaltung versehen sind.

Milreis pro 100 000 □ Brassen (ca. 200 Morgen) angegeben wurde, so ist hier zu bemerken, dass für gutes und zugleich gut gelegenes Land — und an solchem ist gerade kein Ueberfluss mehr vorhanden; es befindet sich meist in Privatbesitz — mitunter auch 4000—5000 Milreis verlangt werden. Die Colonisten stehen sich aber hier, wie auch in den anderen Provinzen vielleicht doch am besten dabei, wenn sie möglichst gutes, wenn auch etwas theureres Land kaufen. Der schwerere, mit stärkerem Wald bestandene Boden verursacht nicht viel mehr Arbeit als der leichtere oder ausgenutzte, gibt aber doppelten und dreifachen Ertrag. — Abzurathen ist den Einwanderern jedenfalls, sich auf weit entlegenem Land, wie auf den Staatscolonieen Caxias, Conde d'Eu, Dona Isabel und den entfernteren Theilen der Provinzialcolonie Neupetropolis niederzulassen. Denn wenn auch die Entfernungen von dort nach Porto Alegre oder dem nächsten Absatzort an und für sich nicht so sehr gross sind, so wird doch wegen des Zustandes der Wege der Transport mancher Producte, wie Mais und Kartoffeln, so theuer, dass es sich oft nicht lohnt, dieselben auf den Markt zu bringen, weil der Marktpreis nicht mehr beträgt, als der Transport kostet.

Ich komme damit auf die Uebelstände, unter denen die Colonisten in Brasilien zu leiden haben und von denen der Mangel an genügenden Verkehrsstrassen wohl der schlimmste ist.

Von den in Rede stehenden Provinzen besitzt nur São Paulo ein förmliches Eisenbahnnetz, welches allerdings für denjenigen Theil der Provinz, der überhaupt angebaut ist, kaum etwas zu wünschen übrig lässt, indem es fast jeden wichtigeren Ort berührt. Sonst aber befindet sich eine fertige Eisenbahn überhaupt nur noch in der Provinz Rio Grande do Sul auf der kleinen Strecke von Porto Alegre über São Leopoldo nach Novo Hamburgo. Im Bau begriffen ist in dieser Provinz noch die erwähnte Eisenbahn von Taquary westwärts über Rio Pardo und Alegrete bis Uruguayana am Uruguay; ausserdem noch eine in der Provinz Paraná von der Küstenstadt Paranaguá über Moretes nach Curitiba. Chaussee'n gibt es im Ganzen nur zwei, nämlich die ebenfalls schon erwähnten, von Joinville nach São Bento und von Antonina nach Curitiba. Die erstere, auf Betreiben des Hamburger Colonisationsvereins von der brasilianischen Regierung gebaut, befindet sich in vortrefflichem Zustand, während die andere zwar gut angelegt ist aber schlecht unterhalten wird. — Die übrigen Fahrwege sind mit wenigen Ausnahmen höchst mangelhaft, wo nicht, wie auf dem freien Camp, die Wege sich durch das Fuhrwerk selbst bahnen. Die meisten Wege in dem brasilianischen Wald- und Gebirgsland sind nur für Reit- und Lastthiere passirbar,

bald so steil, bald — auch im Hochsommer noch — so sumpfig, dass das Reisen sehr beschwerlich und mitunter sogar gefährlich wird.

Wo Flüsse oder Bäche zu passiren sind findet man nur selten eine Brücke. In der Regel muss man das Wasser durchreiten, selbst an Stellen, wo eigentlich eine Brücke unbedingt nothwendig wäre, weil hier fast in jedem Jahr Menschen und Thiere verunglücken und der Verkehr gänzlich unterbrochen wird, wenn in Folge eines starken Regens das Wasser zu hoch steigt. — Wenn eine Brücke, wie es häufig vorkommt, durch Hochwasser beschädigt oder zerstört wird, so dauert es Monate ehe dieselbe ausgebessert oder wieder hergestellt ist. Bei einem Ritt von Estrella nach São Sebastião Martyr hatte ich auf der letzten Wegstunde gegen Abend zwei Flüsse zu passiren, die mit hölzernen Brücken versehen gewesen waren. Die erste, durch eine Ueberschwemmung zum Theil zerstört, war durch Bretter, die man lose über die stehen gebliebenen Balken gelegt hatte, nothdürftig so weit hergestellt, dass ein Pferd oder Maulthier allenfalls darüber hätte gehen können. Mein Maulthier aber, überaus vorsichtig wie diese Thiere sind, war nicht dazu zu bringen. Ich musste mich endlich dazu entschliessen, durch den Fluss zu reiten, obwohl an dieser Stelle keine eigentliche Furth war. Dabei wäre das Thier in dem morastigen Flussbett beinahe stecken geblieben. Die Brücke über den andern Fluss, an den ich gleich darauf gelangte, war gänzlich zerstört. Eine kurze Strecke oberhalb befand sich zwar eine Furth, aber mein Reitthier, durch die schlimme Erfahrung, die es soeben gemacht, ängstlich geworden, weigerte sich hartnäckig, noch einmal durch's Wasser zu gehen. Nach langen vergeblichen Bemühungen hatte ich mich schon in das Schicksal ergeben, zwischen den beiden Flüssen ohne Obdach die Nacht zuzubringen, als kurz vor Sonnenuntergang noch ein deutscher Colonist von der anderen Seite herkam, der die Freundlichkeit hatte, meinethwegen durch den Fluss zurückzureiten und mein Thier mit durchzuschleppen, indem er es mit der Halfterleine an seinen Sattelgurt festband.

Nur an wenigen Flussübergängen sind Fährn eingerichtet, und wo solche sind hat man gewöhnlich Umstände und Aufenthalt. Bald wohnt der Fährmann weit ab von der Ueberfahrtsstelle und muss erst herbeigeholt werden, bald ist er nicht geneigt den Reisenden gleich überzusetzen und lässt seinen guten Willen erst theuer erkaufen. — An der öffentlichen Fähr über den Taquary in der Nähe des gleichnamigen Städtchens, liess sich der portugiesische Fährmann, der dieselbe gepachtet hatte, erst dann bereit finden, mich überzusetzen, als ich mich erboten hatte, das sechsfache der Taxe — 3 Milreis statt 500 Reis — zu bezahlen. Ein deutscher Musterreiter —

wie dort die Geschäftsreisenden genannt werden — mit dem ich am nämlichen Abend im Wirthshaus zu Taquary zusammentraf und dem ich den Vorfall erzählte, meinte, ich hätte eigentlich noch Glück gehabt; er selbst habe die vergangene Nacht am andern Ufer im Freien campiren müssen, weil ihn der Fährmann für 2 Milreis, die er geboten, nicht habe übersetzen wollen.

Eine Colonie mit durchweg guten Wegen wie Dona Francisca steht in Brasilien einzig da. Einzelne Colonieen, wie São Lourenzo und die in der Provinz Paraná besitzen leidliche Wege, weil dieselben der günstigeren Bodenbeschaffenheit wegen ohne grosse Herstellungs- und Unterhaltungskosten sich in fahrbarem Zustand erhalten. Andere, wie die Provinzialcolonie Neupetropolis, haben ziemlich gute Wege innerhalb des Coloniebezirks selbst; aber einen fahrbaren Weg nach der Colonie herstellen zu lassen, hat sich die Regierung, welche dieselbe angelegt, nicht für verpflichtet erachtet. Die andere Provinzialcolonie Sto. Angelo hat zwar einen leidlichen Fahrweg nach Cachoeira, aber nur mangelhafte Wege in ihrem Gebiet selbst.

Etwas Erhebliches ist in dieser Beziehung nur in dem Municipium Sta. Cruz mit der ehemaligen, jetzt emancipirten Provinzialcolonie gleichen Namens geschehen. Auf der Reise von dem Städtchen Sta. Cruz nach Germania passirt man ein mehr als eine halbe Stunde breites sumpfiges Terrain, auf welchem 5 oder 6 Brücken über die verschiedenen grösseren und kleineren Wasserläufe gebaut und zu beiden Seiten des Wegs tiefe Wassergräben gezogen sind — Anlagen, die den Reisenden in Brasilien höchlich überraschen. Ueberhaupt lässt der Zustand der Wege in diesem Municipium erkennen, dass auf dieselben grosse Summen nützlich verwendet werden.

Die Colonisten hätten wohl Anspruch darauf, dass dies allgemein geschähe. Denn was sie direct und indirect an Steuern zu zahlen haben, ist nicht gering. Zwar ist der Grundbesitz und das Capital steuerfrei, aber die Art, wie die öffentlichen Einnahmen erzielt werden, ist gerade für die Colonisten besonders drückend.

Es ist nämlich das Princip vorherrschend, weniger das Vermögen als die Arbeit zu besteuern, was hauptsächlich in der Form von Gewerbesteuern und Export- resp. Transportzöllen geschieht. Solche Zölle werden nicht nur von dem Staate und der Provinz, sondern auch von den Municipien erhoben. Die Zollsätze sind nicht ein für allemal gesetzlich fixirt, sondern können nach Bedarf von den betreffenden Behörden erhöht werden; auch besteht noch die Einrichtung, dass diese Einnahmen an Unternehmer verpachtet werden. Auf diese Weise werden die Producte der Colonisten — Kaffee,

Tabak, Mais, Bohnen etc. — stark belastet, während andererseits durch die hohen Importzölle die Fabrikate, deren sie bedürfen, erheblich vertheuert werden. Bedenkt man, eine wie grosse Gesamtbelastung der Colonisten sich daraus ergibt, so wird man deren oft geäusserte Klagen, dass die Verwaltung für ihre Interessen verhältnissmässig so wenig aufwende, wohlberechtigt finden.

Freilich gelangen in Brasilien die öffentlichen Gelder auch häufig nicht zu der Verwendung, zu welcher sie bestimmt sind. So hatte die Municipalkammer von São Leopoldo seit einer Reihe von Jahren fortgesetzt grosse Summen von öffentlichen, insbesondere zu Wegebauten bestimmten Geldern unterschlagen, was erst vor kurzem — zu Anfang dieses Jahres — aufgedeckt und zum Gegenstand einer Untersuchung gemacht wurde. — Es fehlt eben an einer bei der weitverbreiteten Corruption des Beamtenthums dort so nothwendigen beständigen Controlle. — Wie in Folge dessen sich den Beamten Gelegenheiten bieten, sich zu bereichern, davon nur ein Beispiel. Der Subdelegado einer kleinen Colonie, in dessen Gesellschaft ich eine grössere Reise zurücklegte, machte mich auf eine sehr solid gebaute Brücke, die wir zu passiren hatten, aufmerksam, indem er mir erzählte, er habe dieselbe im Auftrage der Provinzial-Regierung gebaut und auch das Geld dafür richtig ausgezahlt erhalten; es habe sich aber um die Art der Ausführung Niemand bekümmert, auch sei auf seine Anzeige von der Fertigstellung der Brücke Niemand von der Regierung geschickt worden, um dieselbe abzunehmen. Dabei meinte er, man hätte den Bau zur Noth auch für die Hälfte des aufgewendeten Geldes herstellen können, wenn man auf Kosten der Solidität Ersparnisse hätte machen wollen.

Die brasilianische Regierung hat sehr bedeutende Summen für Colonisationszwecke ausgegeben, so von 1846/47—77/78 39½ Millionen Milreis (ca. 79 Millionen Mark), im Jahre 1876/77 allein 5½ Millionen Milreis. Aber nur ein verhältnissmässig sehr geringer Theil davon ist den Colonieen oder den Colonisten zu gut gekommen. — Auf der jetzt blühenden Colonie Sta. Leopoldina in Espirito Santo wurden in den ersten Jahren ihres Bestehens 400 000 Milreis (ca. 800 000 Mark), die den Colonisten als Entschädigung dafür ausgezahlt werden sollten, dass ihnen bei ihrer Ankunft das versprochene Rottland nicht geliefert worden war, von der Colonie-Direction unterschlagen und gefälschte Quittungen darüber nach Rio de Janeiro geschickt. Diese und andere von der Colonie-Direction verübten Unterschlagungen hatten, obwohl sie bei einem Besuch des Kaisers auf der Colonie zu dessen Kenntniss gebracht wurden, weder die Absetzung der Beamten, noch auch nur eine Untersuchung gegen sie zur Folge.

Auch den richterlichen Beamten ist keine grosse Gewissenhaftig-

keit nachzuräumen. Während meines Aufenthalts in der Provinz Rio Grande do Sul wurde durch die Zeitungen ein Amtsmissbrauch gerügt, dessen sich in einzelnen Districten die Waisenrichter und deren Schreiber schuldig machten. Diese Beamten erhoben bei der Inventarisirung von Mündelgütern in den deutschen Colonieen so übermässige, ungesetzliche Gebühren, dass sie dadurch oft das vorhandene geringe Vermögen nicht nur erschöpften, sondern arme Wittwen sogar nöthigten, Schulden zu machen, um nur die Gerichtskosten bezahlen zu können. Ein gewöhnlicher Kunstgriff hierbei war, um die Höhe der erhobenen Gebühren zu rechtfertigen, dass zur Feststellung des Vermögens Activa und Passiva addirt wurden. Der Waisengerichtschreiber von São Sebastião do Cahy, der besonders gravirt war — man sagte von ihm, dass er sein schönes neues Haus in São Sebastião aus unrechtmässig erhobenen Gebühren gebaut habe — wurde bald nach dem Erscheinen jener Zeitungsartikel von dem damaligen Präsidenten der Provinz, Dr. Avila, zur verantwortlichen Vernehmung nach Porto Alegre beschieden. Ueber den Ausgang des Verfahrens gegen ihn habe ich nichts erfahren.

Bekannt ist ja auch, dass, wenn Colonisten in Brasilien ohne Hinterlassung anwesender Erben sterben, die mit der Regulirung des Nachlasses betrauten brasilianischen Beamten denselben in der Regel in Kosten aufgehen lassen.

Was die Rechtspflege im Uebrigen anlangt, so erreicht die Strafjustiz nicht leicht den Verbrecher, wenn er ein vornehmer, einflussreicher Mann ist; im äussersten Falle ist ein solcher der Freisprechung durch die Geschworenengerichte — deren Competenz eine sehr ausgedehnte ist und auch leichtere Straffälle umfasst — ziemlich sicher. — Noch wird in der Provinz Sta. Catharina mit Entrüstung von dem Ausgang der Verhandlung gegen Polycarp Andrada aus Lages gesprochen. Ein Mensch, der bereits so zu sagen notorisch fünf Mordthaten verübt hatte, ohne deswegen im Geringsten behelligt worden zu sein, wird endlich vor einigen Jahren wegen des sechsten, auf die scheusslichste Weise verübten Mordes verhaftet und vor Gericht gestellt, aber von den Geschworenen freigesprochen. So gehen indessen auch Verbrecher aus den unteren Volksklassen nur zu häufig bei unbezweifelter Schuld vor den Geschworenengerichten frei aus, ganz abgesehen davon, dass die zum Tode Verurtheilten in der Regel begnadigt werden. Das dadurch hervorgerufene Gefühl von der Unzulänglichkeit der Strafjustiz hat vor wenigen Jahren die Colonisten von São Lourenço bei Pelotas dazu hingerissen, an einem Mulatten, der die Frau eines dortigen Colonisten beraubt und ermordet hatte, Lynchjustiz zu üben. Auf dem Transport von der Colonie nach Pelotas schlugen sie ihn todt. Ein bei dem Vorfall

betheiligter Colonist, der mir den Vorgang mit grosser Befriedigung erzählte, meinte, der Mörder hätte sonst nicht die verdiente Strafe bekommen; auch habe der Subdelegado von São Lourenço, als sie ihm angezeigt, der Mulatte habe einen Fluchtversuch gemacht und sei durch nachgesandte Kugeln getödtet worden, die Sache einfach auf sich beruhen lassen.

Gegen Eingewanderte wird dagegen manchmal mit auffallender Strenge verfahren. Ein Colonist in Dona Francisca wurde wegen Sachbeschädigung verhaftet und abgeführt, weil er einen Zaun, den ihm ein Brasilianer durch sein Grundstück gezogen, nach langem Zögern und Ueberlegen, was er wohl dagegen thun sollte, endlich niedergerissen hatte. Und doch war ihm sein Grundstück von der Colonieverwaltung aus den derselben überlassenen Regierungsländereien ordnungsmässig angewiesen worden. Es kostete die grösste Mühe von Seiten der Coloniedirection, um nur vor dem Geschworenengericht die Freisprechung des Colonisten zu erwirken. Aber der Brasilianer behauptete sich in seinem usurpirten Besitz. — Denn auch vor den Civilgerichten wird es dem Fremden, insbesondere dem armen Colonisten, der keine Fürsprache — kein *impendio* hat, das in Brasilien eine so grosse Rolle spielt, schwer, den Eingeborenen gegenüber zu seinem Rechte zu kommen. — Glücklicherweise kommen die Colonisten nicht so häufig mit den Brasilianern in Conflict, weil sie meist getrennt von einander wohnen, die ersteren in dem Waldgebiet, die letzteren auf dem sogenannten Camp, dem Weideland. Sie thun aber auch wohl daran, jeden Anlass zu vermeiden, der sie mit den Gerichten in Berührung bringen könnte. Deshalb sollten sie namentlich, wenn sie behufs einer selbständigen Ansiedelung Land erwerben wollen, möglichst vorsichtig zu Werke gehen.

Die Unsicherheit des Grundbesitzes hat nämlich den Colonisten in Brasilien vielfach zu Klagen Anlass gegeben. Sehr oft wurde ihnen das zugetheilte oder gekaufte Land — auch auf den Staatscolonieen — von einem als Eigenthümer auftretenden Dritten evincirt. Selbst auf der kaiserlichen Colonie Petropolis bei Rio de Janeiro haben manche Colonisten das ihnen vom Kaiser überwiesene Land nach längerem Besitz einem Dritten, der sich als rechtmässiger Eigenthümer auswies, räumen müssen. Zur Vindicirung des Eigenthums, sofern sie nicht durch Verjährung ausgeschlossen wurde, genügte der Nachweis, dass man das fragliche Grundstück vor Erlass des sog. Landgesetzes vom 18. September 1850 occupirt habe, — ein Beweis, den zu erbringen einem Manne, der Einfluss und Anhang hatte, nicht schwer wurde. Durch dieses Gesetz wurde der bis dahin gültige Eigenthumserwerb durch Occupation aufgehoben und bestimmt, dass alles noch nicht occupirte Land der Regierung gehören und,

wie auch das bereits occupirte im Falle der ersten Veräusserung, amtlich vermessen werden solle. Für die Landmessungen wurde in jedem Bezirk ein besonderer Beamte, der *juiz commissario*, ernannt. Durch die Einsetzung dieser Beamten ist nun Jedem die Möglichkeit gegeben, sich auch bei der Erwerbung von noch unvermessenen Land unanfechtbares Eigenthum und sichere Grenzen zu verschaffen, indem er das durch jenes Gesetz vorgeschriebene Verfahren einschlägt. Dasselbe ist einfach, zweckmässig und auch nicht zu kostspielig: Auf den desfallsigen Antrag lässt der *juiz commissario* durch Zeitungen und Anschlag bekannt machen, dass die Vermessung des näher zu bezeichnenden Grundstücks vorgenommen werden solle und fordert gleichzeitig alle Interessenten, insbesondere die Grenznachbarn auf, zu einem bestimmten Termin an Ort und Stelle zu erscheinen, um unter Vorlegung ihrer Titel ihre Rechte wahrzunehmen. Der *juiz commissario* prüft sodann in dem Termin die vorgebrachten Ansprüche Dritter; er vernimmt eventuell auch die Zeugen darüber, ob eine etwa geltend gemachte Occupation wirklich und rechtzeitig stattgefunden und lässt dann auf Grund seiner Ermittlungen das Land durch den *Agrimensor* vermessen und die Grenzen feststellen. Gegen diese Feststellung ist binnen zehn Tagen *Recurs* an den Präsidenten der Provinz und gegen dessen Entscheidung ein weiterer *Recurs* an den Minister der landwirthschaftlichen Angelegenheiten zulässig. — Die Hauptsache für den Colonisten bleibt aber immerhin, dass er seinen Besitzstand wahrt, auf die Grenzen seines Landes Acht gibt und dieselben äusserlich erkennbar erhält. So sichert er sich am besten gegen fremde Usurpation.

Schliesslich wäre noch des Umstandes zu gedenken, dass eine völlige Gleichberechtigung der verschiedenen Confessionen noch immer nicht durchgeführt ist. — Die römisch-katholische Confession ist die Staatsreligion. Den Akatholiken ist zwar die Ausübung ihrer Religion nicht untersagt; sie dürfen aber nach den bestehenden Gesetzen für ihren Gottesdienst keine Gebäude errichten, welche das Aussehen von Kirchen haben; nur Bethäuser ohne Thurm und Glocken sind ihnen gestattet. Es ist ferner den protestantischen Geistlichen bei Gefängnisstrafe untersagt, gemischte Ehen einzusegnen. — Diese gesetzlichen Bestimmungen stehen indessen eigentlich nur auf dem Papier. Ich habe in verschiedenen deutschen Ansiedlungen protestantische Kirchen mit Thurm und Glocken gesehen, deren Bau von keiner Seite beanstandet worden war; die schönste Kirche dieser Art ist die in Sta. Cruz, ein steinernes Gebäude mit hohem stattlichen Thurm. — Was aber das Verbot der Trauung gemischter Paare durch protestantische Geistliche anlangt — die katholischen Geistlichen trauen solche nur gegen das Versprechen katholischer

Kindererziehung und nach eingeholtem bischöflichem Dispens — so kommt es sehr häufig vor, dass sich Paare von verschiedener Confession durch protestantische Geistliche trauen lassen, indem der katholische Theil die Erklärung abgibt, er sei nicht mehr katholisch. Die erwähnte Strafbestimmung ist auch, so viel ich habe erfahren können, nie zur Anwendung gekommen. — Weder die brasilianische Geistlichkeit noch das brasilianische Volk ist, wie mir selbst von protestantischen Geistlichen versichert wurde, im Geringsten fanatisch, letzteres geradezu religiös indifferent; das Verhältniss zwischen den verschiedenen Confessionen ist daher ein durchaus friedfertiges. —

Die erwähnten gegen die Akatholiken gerichteten gesetzlichen Bestimmungen werden auch schwerlich lange mehr aufrecht erhalten werden, nachdem zu Anfang dieses Jahres durch Gesetz die politische Gleichstellung der Akatholiken mit den Katholiken in Bezug auf das active und passive Wahlrecht zu der Landesvertretung eingeführt worden ist. — Zu den Municipalkammern konnten die Akatholiken schon längst wählen und gewählt werden.

In einer Hinsicht wird den protestantischen Gemeinden sogar eine sehr weit gehende Freiheit gewährt. Wenn eine gewisse Zahl von Gemeindegliedern Jemandem zum Pfarrer wählt und der Regierung in Rio de Janeiro präsentirt, so wird derselbe, ohne dass seine Qualification irgendwie geprüft wird, als Pfarrer einregistriert und kann darauf hin als solcher fungiren. Auf Grund dieser Bestimmung sind allerdings Leute Pfarrer geworden, die, nicht nur ohne jede theologische Vorbildung, sondern auch ohne alle moralische Qualification, ihr Amt geradezu als ein Geschäft betrachten und sich z. B., um die Gebühren zu gewinnen, kein Gewissen daraus machen, Personen zu trauen, die ihnen als noch anderweitig verheirathet bekannt sind. — Doch stehen solche Prediger nur sehr vereinzelt da. Weitaus die meisten Gemeinden sind mit achtbaren Pfarrern besetzt; die Missionsanstalten zu Barmen und Basel haben sich unleugbar grosse Verdienste darum erworben.

Für die Anstellung katholischer Geistlicher wird ebenfalls ausreichend gesorgt; in der Provinz Rio Grande do Sul lässt sich das deutsche Jesuitencollegium in São Leopoldo dies angelegen sein. — So haben fast in allen Colonieen Katholiken wie Protestanten ihre Pfarrer. — Auch sind, wie ich hieran anschliessend bemerken will, fast überall Lehrer angestellt. — Dass die Volksschulen, zumal ein Schulzwang nicht durchgeführt ist, den heimischen nicht entsprechen, brauche ich nicht erst hervorzuheben. Den Colonisten ist aber wenigstens die Gelegenheit geboten, ihren Kindern den nothwendigsten Unterricht ertheilen zu lassen. — In Porto Alegre ist zu Anfang dieses Jahres sogar eine deutsche Realschule gegründet worden.

Wenn die vorstehenden Ausführungen ein ungünstiges Licht auf die brasilianischen Zustände werfen, so muss doch auch darauf hingewiesen werden, dass Uebelstände wie die erwähnten, soweit sie wenigstens auf die Corruption in Verwaltung und Justiz zurückzuführen sind, sich nicht weniger in den anderen Staaten, wo sich europäische Auswanderer niederlassen, vorfinden. In Uruguay und Argentinien habe ich selbst diese Wahrnehmung gemacht, und dass es in den Vereinigten Staaten von Nordamerika in dieser Hinsicht nicht viel besser ist, wird von denjenigen, welche die dortigen Zustände aus eigener Anschauung durch Reisen oder Aufenthalt im Lande kennen gelernt haben, übereinstimmend versichert. Nur ist die Einwanderung dort viel älteren Datums und im Laufe der Zeit wird überall mancher Missbrauch, der sich zu sehr fühlbar macht, abgestellt. — So macht man auch in den hier in Rede stehenden Ländern die Wahrnehmung, wie die Colonisten sich nach und nach eine bessere Position geschaffen haben, indem sie Bedrückungen und Ausbeutungen, wie sie auf neuen Colonieen vorkommen, sich nicht mehr gefallen liessen, sondern sich dagegen zur Wehr setzten. — Eine Selbständigkeit, die im Nothfall auch zur Selbsthülfe bereit ist, bildet, so bedenklich ein solches Vorgehen in wohlgeordnetem Gemeinwesen sein würde, in jenen Ländern die beste Schutzwehr gegen Ungehörigkeiten und Uebergriffe der Behörden. In der Colonie São Lourenzo kam es wiederholt vor, dass den Colonisten die Pferde, die sie in gutem Glauben gekauft hatten, von Polizeibeamten aus Pelotas abgenommen wurden, unter dem Vorgeben, es sei gestohlenen Gut. Als sich solche Beschlagnahmen fortgesetzt wiederholten, beschlossen die Colonisten, sie nicht länger zu dulden. Sie forderten die Polizeibeamten, als diese wieder einmal zu dem nämlichen Zweck in die Colonie kamen, auf, dieselbe unverzüglich zu verlassen und nicht wiederzukommen, man würde sie sonst niederschliessen. Die Drohung erwies sich so wirksam, dass seitdem die Colonie von diesen Besuchen verschont blieb. — Gegen einen gewissen v. Schlabrendorf, der, in brasilianische Dienste getreten, zur Zeit des Krieges gegen Paraguay in der sog. Baumschneiz bei São Leopoldo Aushebungen vornahm und von den wohlhabenden Colonisten wiederholt Geld erpresste, indem er ihnen dafür Befreiung von der Aushebung versprach, wurde schliesslich ein gleiches Verbot mit gleicher Drohung erlassen. Als er sich trotzdem wieder in der Colonie zeigte, wurde er in der That erschossen. Eine ernstliche Untersuchung zur Ermittelung der Thäter fand nicht statt.

Aber auch auf gesetzlichem Wege können die Colonisten, wenn sie sich nur die nöthige Mühe geben wollten, ihre Interessen wahrzunehmen, zur Besserung der Zustände erheblich beitragen. Die vor

kurzem durchgesetzte Gleichberechtigung der Akatholiken in Bezug auf das Wahlrecht ist der Agitation der Deutschen in der Provinz Rio Grande do Sul wesentlich mit zu verdanken. — Insbesondere aber könnten sie sich durch Ausübung ihres Wahlrechts grösseren Einfluss in den Municipalkammern verschaffen und von hier aus auf die Abschaffung von Missbräuchen und die Herbeiführung geordneter Zustände hinwirken. — Wie erfolgreich dies geschehen kann, davon liefert das Municipium Sta. Cruz, wo die Municipalkammer, einschliesslich des Präsidenten, nur aus Personen deutscher Abkunft zusammengesetzt ist, ein glänzendes Beispiel. Dort besteht seit Jahren eine gewissenhafte geregelte Verwaltung und von Beeinträchtigungen deutscher Colonisten durch die Ungerechtigkeit oder Habsucht brasilianischer Beamten hört man in diesem Municipium nichts. Die Angestellten hüten sich eher vor Ungehörigkeiten, wenn sie wissen, dass dieselben nicht ungerügt bleiben. —

Dass es aber auch im Allgemeinen trotz aller ungünstigen Umstände den Colonisten im grossen und ganzen so gut geht und sie so zufrieden sind, wie es thatsächlich der Fall ist, spricht doch sehr für den Werth des Landes an und für sich. — Ein Schlaraffenleben lässt sich allerdings dort nicht führen. Im Gegentheil ist es ein Leben voller Mühe und Arbeit, das des Colonisten wartet. Zu Anfang namentlich hat er eine schwere Zeit durchzumachen; es ist eine harte Arbeit, den Wald zu fällen, zumal für den, der nicht daran gewöhnt ist. Aber auch späterhin muss er beständig mit dem üppig wuchernden Unkraut und Strauchwerk, sowie mit dem Ungeziefer im Kampf bleiben, um sein Land rein und ertragfähig zu erhalten. — Indessen die beständige Nöthigung zur Arbeit ist vielleicht gerade ein Segen für ihn. „Wenn die Colonisten auf dem argentinischen Campland so arbeiten wollten, wie die in Brasilien arbeiten müssen“, so meinte ein ehemaliger Bewohner einer südbrasilianischen Colonie, den ich auf einer Colonie bei Sta. Fé in Argentinien traf, „so würden sie es viel weiter bringen als diese.“ Thatsächlich haben sie es nicht weiter gebracht, im Durchschnitt vielleicht nicht einmal so weit wie die Colonisten in Südbrasilien, und das liegt wohl mit daran, dass, da der fortwährende Antrieb zur Arbeit und während des Winters auch oft die Gelegenheit dazu auf dem kahlen baumlosen Camp fehlt, auch die Gewohnheit der Arbeit leicht verloren geht. Man sieht in Argentinien verhältnissmässig viel mehr vernachlässigte Aecker als in Südbrasilien. — Auch manche Entbehrungen hat der Colonist zu ertragen, ehe er sich wohnlich eingerichtet und die durch die ersten Anschaffungen verursachten Schulden bezahlt hat. Zwar wird das für den Lebensunterhalt

Nothwendige nach der ersten Ernte leicht beschafft. Das nämliche Grundstück liefert in ein und demselben Jahre zwei Ernten; so wird, ehe noch die zu Anfang des Fruchtjahres gepflanzten Bohnen ganz reif sind, Mais dazwischen gepflanzt, der vor Ablauf des Jahres auch noch einen vollen Ertrag liefert. — Hühner und Schweine gedeihen fast ohne alle Pflege und das Vieh findet das ganze Jahr hindurch immer frisches Futter. — Eigentliche Nahrungssorgen bleiben daher dem Colonisten in Brasilien, wenn er arbeiten kann und will, so zu sagen gänzlich fremd. Dagegen ist Alles, was er nicht selbst produciren kann, verhältnissmässig theuer, so namentlich die Kleidungsstücke, deren man aber in dem milden Clima, wo der Sommer lang und der Winter kurz und nicht strenge ist, nicht so viele nöthig hat. Die Männer sieht man meist nur mit Hemd, Hose und Hut bekleidet auf den Aeckern; die Kinder gehen meist barfuss und tragen als alleiniges Kleidungsstück ein blaues Hemdchen. — Ebenso stehen die Getränke, abgesehen von dem im Lande selbst aus dem Zuckerrohr bereiteten Branntwein, dem Cachaça, sowie von Kaffee und Mate (Paraguaythee) hoch im Preise. So kostet das Bier, das wegen der Hitze nicht in Fässern, sondern nur in Flaschen aufbewahrt werden kann, auch wenn es auf der Colonie selbst oder in einer benachbarten Stadt gebraut ist, immer 320 Reis = 65 Pf. pro Flasche; das bessere — importirte — Bier natürlich viel mehr, 1 Milreis (ca. 2 Mark) pro Flasche.

Am besten kommt daher derjenige vorwärts, welcher neben Arbeitskraft und Fleiss eine gewisse Genügsamkeit besitzt und gewöhnt ist, das, was er braucht, womöglich selbst zu verfertigen. Gerade deshalb geht es wohl den aus Pommern herstammenden Colonisten überall in Südbrasilien besonders gut. In Dona Francisca (Joinville) wie in São Lourenzo und Santo Angelo, wo es deren viele gibt, werden sie als die tüchtigsten Colonisten gerühmt. Ich war eines Tages sehr überrascht, in Brasilien Spinrad und Webstuhl zu Gesicht zu bekommen; es war dies in dem Hause einer pommerschen Colonistenfamilie auf der Colonie Rio Pardense, wo die Frau und die Töchter den Hausbedarf an Leinen selbst herstellten, indem sie den auf dem eigenen Felde gezogenen Flachs verspannen und verwebten. — Andererseits habe ich dort zu Lande oft behaupten hören, dass Familien, die mit einigen Mitteln in's Land kämen und etwas besser zu leben gewohnt seien, in der Regel hinter denjenigen zurückblieben, die mit Nichts oder mit Schulden anfangen, und ich habe dies allerdings an mehreren Fällen, die mir bekannt wurden, bestätigt gefunden. —

Im Allgemeinen gilt wohl, was ich vorhin von den Colonieen in Rio Grande do Sul sagte, dass auch ein ganz mittelloser Colonist

es in 10—12 Jahren dahin bringen kann, ein ausgedehntes schuldenfreies Besitzthum sein eigen zu nennen, mehr oder weniger auch von den übrigen südbrasilianischen Provinzen, so insbesondere von Sta. Catharina. Nur muss, wer nach Südbrasilien auswandert, den Ort seiner Niederlassung sorgfältig auswählen. Wenn er sich nicht in einer schon bestehenden Colonie — wo ihm von dem noch verfügbaren Land ein Loos angewiesen wird —, sondern ganz selbständig irgendwo ansiedeln will — und dies dürfte einem neuen Ankömmling doch nur insofern anzuempfehlen sein, als er in Verwandten oder Bekannten wohlwollende Berater vorfindet — hat vor allem zu untersuchen, wie weit der betreffende Ort von dem nächsten Einschiffungshafen resp. der nächsten Eisenbahnstation entfernt ist, welche Strecke er bis dahin per Wagen zurücklegen kann und welche nur zu Pferd zu passiren ist, sodann ob das Land fließendes Wasser hat, ob es nicht zu bergig und nicht zu tief gelegen ist; der zu abschüssige Boden lässt sich nicht mit dem Pflug bearbeiten und leidet zu sehr durch die heftigen Regengüsse, die den zur Cultur zurecht gemachten Boden abschwemmen; in dem zu tief gelegenen Terrain richten Ueberschwemmungen oft grosse Verheerungen an.

Zuverlässige Auskunft über die Verhältnisse der südbrasilianischen Provinzen und vortreffliche Anweisungen darüber, wer mit Vortheil dahin auswandern kann, und wie er dabei zu Werke zu gehen hat, finden sich übrigens in den Aufsätzen von C. v. Koseritz „Rathschläge für Auswanderer nach Südbrasilien“, Dr. O. Doerffel „Colonisation in Dona Francisca“ und A. W. Sellin „Colonisation in Rio Grande do Sul.“*) Auch gibt es allerorten, so in Porto Alegre, Pelotas, Rio Grande do Sul, Joinville, São Paulo u. a. Mitglieder des Berliner Centralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande resp. Zweigvereine desselben, die es sich zur Aufgabe machen, den deutschen Einwanderern mit Rath an die Hand zu gehen. Diese, mit den Verhältnissen bekannt, können ihnen am besten angeben, wohin sie sich wenden und welche Colonien sie meiden sollen, um nicht Leuten in die Hände zu fallen, die darauf ausgehen, die Colonisten lediglich auszubeuten. Solche Rathschläge sind besonders wichtig für diejenigen Einwanderer, die nicht bereits Verwandte oder gute Bekannte im Lande haben, an welche sie sich anschliessen können.

Zum Schluss noch einige wenige Bemerkungen über die

*) Veröffentlicht in den von dem Berliner Centralverein für Handelsgeographie etc. herausgegebenen „Geographischen Nachrichten“ 2. Jahrgang, Heft 1 und 2. 1880.

Sprach- und Handelsverhältnisse in Südbrasilien.

In den Colonieen hat sich die deutsche Sprache erhalten, auch da, wo schon die zweite und dritte Generation vorhanden ist; selbst die Neger (Sclaven), die man hier und da in den alten Picaden trifft, haben deutsch sprechen gelernt. — Von den in brasilianischen Städten, wie Porto Alegre, aufgewachsenen Kindern deutscher Eltern sprechen dagegen die meisten mit Vorliebe die Landessprache, theils, weil sie überhaupt ihr Brasilianerthum gern hervorkehren, theils, weil sie nicht mehr gut deutsch sprechen können.

Ich habe es dort zu Lande vielfach bedauern hören, namentlich von Schullehrern, dass die Erlernung der deutschen Sprache durch ihre besonderen Schriftzeichen noch so sehr erschwert wird. Es muss dies allerdings um so unangenehmer empfunden werden, als dort — in den öffentlichen Schulen wenigstens — zunächst den Kindern die Kenntniss der lateinischen Druck- und Currentschrift — zur Erlernung der portugiesischen Sprache beigebracht wird, und sie nun nachträglich für die Sprache, die sie reden, eine Schrift lernen müssen, die sich nicht nur schlechter liest, sondern auch schlechter schreibt als die sog. lateinische. — Wenn, wie Dr. Hübbe-Schleiden in seinen „Motiven zu einer überseeischen Politik Deutschlands“ gewiss mit Recht behauptet, gleiche Sprache und gleiche Nationalität das stärkste Band commercieller Verbindungen sind und bei allen normal entwickelten Völkern die Vorhand im Welthandel bedingen, so hat gewiss jedes Volk ein Interesse daran, seine Sprache zu verbreiten, vor allem aber sie da, wo sie von Stammesgenossen gesprochen wird, zu erhalten und zu diesem Zweck die Erlernung derselben möglichst zu erleichtern.

Die Einführung der lateinischen Lettern und nicht minder eine radicale Verbesserung unserer Rechtschreibung nach dem phonetischen Princip, wie sie der Verein für vereinfachte deutsche Rechtschreibung in der Zeitschrift „Reform“, herausgegeben von Dr. F. W. Fricke in Wiesbaden (Verlag von Kühtmann in Bremen) und H. Ludwig in Leipzig in seinem „Aufruf zur Einigung“ empfehlen, würde jedenfalls wesentlich dazu beitragen.

Was die commerciellen Verhältnisse betrifft, so ist in allen südbrasilianischen Hafenstädten von Santos abwärts der Grosshandel überwiegend, in Porto Alegre fast ausschliesslich in deutschen Händen. Nur Pelotas macht eine Ausnahme. Hier haben die Portugiesen sich nicht nur, wie in fast allen Städten, des Kleinhandels, sondern auch des Grosshandels bemächtigt. Die grossen deutschen Geschäftshäuser, die allerdings in der letzten Zeit auch angefangen haben, Filialen dort zu errichten, scheinen die Bedeutung

dieser Stadt, die den grössten Export der Provinz hat (in Dörrfleisch und Häuten) und in den letzten zwanzig Jahren einen solchen Aufschwung genommen hat, dass Rio Grande bereits von ihr überflügelt ist, nicht rechtzeitig erkannt zu haben. Die Nähe der deutschen Colonieen würde ihnen in der Concurrenz mit den Portugiesen wesentlich zu Statten gekommen sein. Wie sehr die letzteren auf die deutschen Colonisten Rücksicht nehmen, beweisen die zahlreichen deutschen Aufschriften, die man an ihren Geschäftshäusern findet.

Von Porto Alegre aus werden die sämmtlichen Colonieen des nördlichen Complexes mit Waaren versehen. Man kann dieselben nicht bereisen, ohne überall mit deutschen Musterreitern zusammenzutreffen. Das Bestehen dieser Colonieen hat jedenfalls zu dem Emporkommen des deutschen Kaufmannsstandes in Porto Alegre erheblich beigetragen.

Dass die meisten Importhäuser in Südbrasilien deutsch sind, bedeutet allerdings nicht, dass auch von den importirten Industrieproducten der grösste Theil aus Deutschland herrührt; dieser kommt vielmehr noch aus England. Die Kaufleute beziehen ihre Waaren eben aus den besten ihnen bekannten Quellen, und die englische Industrie scheint namentlich in der Fabrikation der Massenartikel, wie Jute, roher Baumwollengewebe, Shirting, der ordinären aus sog. Kunstwolle verfertigten Tuche, Zink- und Eisenblech u. a. der deutschen noch überlegen zu sein. Deutschen Ursprungs soll dem Werthe nach höchstens ein Drittel der importirten Waare sein.

Directen Einfluss auf den Import vaterländischer Artikel üben die deutschen Colonisten wohl nur insofern aus, als sie an gewisse ihrer Heimath eigene Trachten, Modestoffe und Consumartikel gewöhnt sind und dieselben auch im Auslande beibehalten. So halten z. B. die Frauen auf den Colonieen an der Tracht der in Deutschland gebräuchlichen kattunenen Kleiderstoffe fest. Andererseits findet man dort neben dem französischen Rothwein auch Moselwein, deutsches Exportbier, Boonekamp, Gilka u. a. in Deutschland fabricirte Liqueure, während es statt dieser letzteren Getränke in Argentinien, wo das italienische, französische und schweizerische Element vorherrscht, Vermouth, Absynth und Alpenbitter gibt. — Der Umstand aber, dass vorzugsweise deutsche Häuser den Import besorgen, sichert den Erzeugnissen der deutschen Industrie doch den Vorzug, wenn sie ebenso preiswürdig sind wie die ausländischen. Insofern ist das Emporkommen der deutschen Häuser und die Verdrängung der englischen, die früher viel bedeutender gewesen sein sollen als jetzt, für die deutsche Industrie ein Gewinn. — Die englischen Kaufleute, so wurde mir in Porto Alegre versichert, hätten nur englische Waare importiren wollen; durch diese Exclusivität

seien sie aber nach und nach in vielen Zweigen concurrenzunfähig geworden und schliesslich immer mehr zurückgegangen. —

Uruguay und Argentinien

(450 000 resp. 2 400 000 Einwohner nach Hübner's statistischer Tabelle).

Die Colonieen in Uruguay und Argentinien möchte ich nur behufs ihrer Vergleichung mit den brasilianischen kurz berühren; sie bieten einstweilen weniger Interesse, da sie bisher die deutsche Auswanderung nur in sehr geringem Maasse angezogen haben.

Ich habe in diesen Ländern folgende Colonieen und Estancias besucht:

a) In Uruguay an der Süd- und Ostgrenze des Landes:

1. die Schweizer-Colonie Neu-Helvetia;
2. die Waldenser-Colonie Piémont, beide 35—40 Kilometer westlich von der Eisenbahnstation San José, unweit eines in den La Plata mündenden Flösschens, welches einen Einschiffungshafen bietet;
3. die sog. cosmopolitische, von Angehörigen der verschiedensten Nationalitäten bewohnte Colonie zwischen dem Städtchen Rosario (oriental) und dem La Plata;
4. die einer deutschen Gesellschaft gehörige Estancia San Juan, im Süden von dem La Plata, im Osten von dem in denselben mündenden San Juan begrenzt;
5. die Ansiedelungen bei Fray Bentos (jetzt Independencia genannt) am Uruguay, 5—10 Kilometer von dort landeinwärts;
6. die Colonie Porvenir, 15—20 Kilometer östlich von Paysandú am Uruguay.

b) In Argentinien und zwar:

aa) in Entre-Rios:

1. die Colonie San José, ca. 10 Kilometer von der Hafenstadt Villa Colon am Uruguay, schräg gegenüber Paysandú;
2. die Colonie Caseros, ca. 20 Kilometer westlich von der Stadt Uruguay;
3. die von der National-Regierung angelegte Colonie der Deutsch-Russen zwischen Paraná und Diamante in der Nähe des Flusses Paraná;

bb) in der Provinz Sta. Fé:

4. mehrere Colonien in dem grossen Colonieencomplex bei der Stadt Sta. Fé, 30—40 Kilometer von derselben entfernt;
5. einzelne Colonien an der sog. Centralbahn, westlich von Rosario (de Sta. Fé) und die deutsche Estancia

Germania, ca. 35 Kilometer von der Station Canada de Gomez;

cc) in der Provinz Buenos Aires:

6. die Provinzial-Colonie Olevarria, ca. 20 Kilometer südlich von der Eisenbahnstation Azul beginnend.

Die vorstehend aufgeführten Colonieen sind neben der Colonie Baradero bei San Pedro am Paraná (Provinz Buenos Aires) ohne Zweifel die bedeutendsten und bestsituirten der beiden Staaten; es gibt indess noch zahlreiche andere, so namentlich noch eine ganze Reihe in der Provinz Sta. Fé oberhalb der Hauptstadt in der Nähe des Paraná, sodann noch eine Colonie in Entre-Rios bei Federacion am Uruguay und in der Republik Uruguay Neu-Berlin in der Nähe von Mercedes am Rio Negro u. a.

Keine von allen diesen Colonien ist rein deutsch wie die in Südbrasilien. In Argentinien wie in Uruguay ist unter den Einwanderern das deutsche Element überhaupt nur sehr schwach vertreten. In den Jahren 1870—75 wanderten nach amtlichen Angaben in Argentinien ein: 2114 Deutsche neben 96 296 Italienern, 31 846 Spaniern, 24 704 Franzosen, 6027 Engländern und 4261 Schweizern.

Die Colonie Neu-Helvetia in Uruguay ist von deutschredenden Schweizern, die Colonie Alvear zwischen Paraná und Diamante von deutschredenden Russen aus dem Gouvernement Saratow bewohnt. Im Uebrigen bilden die deutschredenden Colonisten (Deutsch-Schweizer in Verbindung mit Deutschen) nur in wenigen Colonien die Mehrheit: in Esperanza, Humboldt und San Gernimo (Oberwalliser) bei Sta. Fé, vielleicht auch noch in Baradero, in Bernstadt an der Centralbahn bei Rosario und in Neu-Berlin (Uruguay), welche letztere Colonie durch theilweise Parcellirung einer deutschen Estanzia gegründet worden ist. Den 800 Deutsch-Russen auf der Colonie Olevarria ist eine doppelt so starke Zahl von Colonisten anderer Nationalität beigegeben worden. —

Die Gesamtzahl der Bewohner der Colonieen in den argentinischen Provinzen Sta. Fé, Entre-Rios und Córdoba betrug im Jahre 1872 nach den Angaben in Beck-Bernard's Handbuch über die Argentinische Republik 16 678. — Die selbständigen Ansiedelungen von Einwanderern in der unmittelbaren Nähe der grösseren Städte sind hierbei nicht berücksichtigt. — Von diesen Colonisten waren 5857 Schweizer — wohl meist deutscher Zunge — und 1483 Deutsche. — Ausserdem hatte damals die Colonie Baradero in der Provinz Buenos Aires unter 1623 Bewohnern 954 Schweizer und 28 Deutsche.

Vergleicht man die in Rede stehenden Gebiete mit den Südprowinzen von Brasilien, so scheinen sie auf den ersten Blick für die Anlage von Ackerbau-Colonien viel günstigere Bedingungen zu bieten als die letzteren. Die Provinzen Buenos Aires, Sta. Fé und Entre-Rios, sowie Uruguay — und auch noch der an dieses angrenzende, mit ihm in Bodenbeschaffenheit übereinstimmende südliche Theil der Provinz Rio Grande do Sul — bestehen mit geringen Ausnahmen aus kahlem, nur an den Wasserläufen mit dürftigem Baumwuchs versehenem Weideland, das in Buenos Aires und Sta. Fé meist ganz flach, in Entre-Rios und Uruguay hügelig ist. Die Weide ist nach dem Urtheil sachkundiger Leute hier besser als auf dem Campland von Südbrasilien — den südlichen Theil von Rio Grande do Sul immer ausgenommen —, was auch der Laie durch die feineren Gräser, die hier wachsen und durch das bessere Aussehen des Weideviehs bestätigt findet. Auch bedarf es hier nicht wie dort der Salzstreuung. Ebenso eignet sich der Boden für den Ackerbau, wie schon früher gelegentlich erwähnt, besser als das brasilianische Campland.

Die Vortheile, die derselbe dem Ackerbau bietet, springen in die Augen; er kann sofort, ohne die mühsame Arbeit des Waldrodens mit dem Pflug für die Saat zurecht gemacht werden und lässt Maschinenarbeit in ausgedehntem Maasse zu, insbesondere bei der Ernte. Das Hauptproduct, der Weizen, ist eine bessere Verkaufsfrucht als die Erzeugnisse der brasilianischen Colonieen, mit Ausnahme des Kaffees und des Tabaks.

Auch ist oder war wenigstens das Land für die Ansiedler nicht zu theuer. In Uruguay erhielten dieselben auf der Colonie Neu-Helvetia bei der Gründung 20 □Cuadras (ca. 15 Hectaren oder 70 Morgen) für 1000 Francs; auf der Colonie Porvenir bei Paysandú werden 25 □Cuadras ($18\frac{3}{4}$ Hectaren) zu 225 Pesos (Gold) à 4 Mark 35 Pf., also zu ca. 1080 Mark, bei Fray Bentos in der Nähe der Stadt dagegen die einzelne □Cuadra schon zu 25—30 Pesos (Gold) verkauft.

In Argentinien wird den Colonisten eine sog. Concession von 28 □Cuadras*) ($47\frac{1}{4}$ Hectaren, ungefähr 200 Morgen) auf der Colonie Olevarría für 2362 $\frac{1}{2}$ Pesos (Papier), ca. 400 Mark, überlassen; auf der Colonie Paraná-Diamante für 150 Pesos bolivianos (ca. 460 Mark); auf den Colonieen der englischen Centralbahn bei Rosario die Concession von 20 □Cuadras ($33\frac{3}{4}$ Hectaren oder ca. 145 Morgen) für 400 Pesos Gold (ca. 1700 Mark); auf den

*) In Argentinien hat die Cuadra 150, in Uruguay nur 100 Varas zu 0,866 Meter.

Colonieen bei Sta. Fé die Concession von gleicher Grösse für 400—800 Bolivianerthaler (1280—2560 Mark) und mehr je nach der Lage der Grundstücke.

Für den Wegebau geschieht zwar im Durchschnitt ebenso wenig wie in Brasilien, und bei Regenwetter befinden sich auch hier die Wege in schlechtem Zustand; so lange es aber trocken ist, sind sie, Dank der günstigeren Bodenbeschaffenheit, fast überall auch für Fuhrwerk leicht passirbar; nur die tiefgelegenen sumpfigen Stellen bereiten dann hier und da noch Schwierigkeiten. — Die Terrainverhältnisse haben auch die Anlage von Eisenbahnen begünstigt. Die Provinz Buenos Aires wird von der Hauptstadt aus nach allen Richtungen hin von Eisenbahnen durchzogen. Die Provinz Sta. Fé ist durch die Bahn von Rosario am Paraná nach Córdoba, Tucuman und Mercedes mit dem Innern des Landes verbunden. In Entre-Rios zieht sich eine Bahn von Concordia, wo die Schiffbarkeit des Uruguay durch Stromschnellen unterbrochen wird an dem Flusse aufwärts bis Monte Caseros; ihr entspricht auf dem andern Ufer — in Uruguay — die von Salto nach Sta. Rosa. Ausserdem hat Uruguay noch eine Eisenbahn von Montevideo nach San José mit einer Abzweigung nach Florida.

Die Colonieen sind, wie aus der vorangestellten Uebersicht hervorgeht, nicht allzuweit von grösseren Städten, Einschiffungshäfen oder Eisenbahnstationen entfernt. Was die letzteren anlangt, so wird nur sehr darüber geklagt, dass bei beiden in Frage kommenden englischen Eisenbahngesellschaften, die im Besitz der Strecken Buenos Aires-Azul und Rosario-Córdoba sind, ihr Monopol in gemeinschädlicher Weise durch Erhebung übertriebener Frachtsätze missbrauchen. Beispielsweise kostet die Fracht auf der verhältnissmässig kurzen Eisenbahnstrecke Canada de Gomez-Rosario (ca. 100 Kilometer) nicht weniger als halb so viel wie die Fracht von Rosario nach Liverpool. Auf der Strecke Azul-Buenos Aires (318 Kilometer) betragen die Frachtsätze für 100 Kilogramm Weizen 20 Pesos (Papier), ca. 3 Mark 35 Pf., und für grössere Quantitäten pro 100 Kilogramm 14 Pesos.

Durch ihre Lage an der See und zugleich an grossen schiffbaren Strömen sind diese Länder, insbesondere Uruguay ebenfalls vor Südbrasilien bevorzugt. Die Hauptstadt von Uruguay, Montevideo, steht mit Europa und der Westküste von Südamerika durch die grössten Dampfer in Verkehr, die in geringer Entfernung von der Stadt Anker werfen können, von wo kleine Dampfer direct an die Landungsbrücken anfahren. — Weniger gut ist die Rhede der argentinischen Hauptstadt Buenos Aires. Die überseeischen Dampfer müssen so weit von der Stadt entfernt bleiben, dass es noch einer zweistündigen Dampferfahrt bedarf, um in ihre Nähe zu gelangen;

alsdann ist bei dem seichten Ufer ein nochmaliges Umsteigen in ein kleineres Boot erforderlich, um die weit in den Fluss hinein gebaute Landungsbrücke zu erreichen. — Aber nicht nur die Hauptstädte, sondern auch die zwei nächstgrössten Städte der beiden Republiken haben directe Verbindung mit Europa. Grosse Seeschiffe fahren von dem La Plata aus einerseits den Uruguay hinauf — welcher namentlich an der Seite der gleichnamigen Republik meist Hochufer, zu Hafenanlagen an vielen Stellen geeignet, darbietet — und an Fray Bentos (Independenzia) vorbei bis Paysandú, andererseits den Paraná hinauf bis Rosario in der Provinz Sta. Fé. Auf letzterem Strom und seinem Nebenfluss, dem Paraguay, gehen noch ganz ansehnliche Seeschiffe, u. a. auch die von Rio de Janeiro kommenden brasilianischen Küstendampfer, weiter aufwärts bis Asuncion, der Hauptstadt von Paraguay, und selbst darüber hinaus bis nach der brasilianischen Provinz Matto Grosso.

Den günstigen Erwartungen, welche man nach alle dem von der Entwicklung der dortigen Colonieen hegen sollte, entspricht aber ihr thatsächlicher Zustand im Allgemeinen doch nicht, wenn auch die eine und andere Colonie es zu einem gewissen Wohlstand gebracht, und einige ihrer Bewohner sogar ein beträchtliches Vermögen, d. h. sehr ausgedehnten Grundbesitz erworben haben. Dies erklärt sich aus verschiedenen Ursachen: Zunächst besitzt der Boden durchschnittlich bei weitem nicht eine solche Fruchtbarkeit und eine so nachhaltige Kraft wie das brasilianische Waldland. — Das Buch über die Argentinische Republik, welches das Argentinische Central-Comité für die Ausstellung in Philadelphia durch einen seit längerer Zeit in Buenos Aires ansässigen Deutschen, Namens Napp, hat zusammenstellen lassen, enthält arge Uebertreibungen, wenn es von der „staunenerregenden unerschöpflichen Fruchtbarkeit der argentinischen Pampa“ spricht und sogar behauptet, „dass diejenigen Strecken in Argentinien, welche sich für den Landbau weniger oder gar nicht eignen, verschwindend klein an Ausdehnung seien gegen die ungemessenen Gefilde, die in die ergiebigsten Getreidefelder verwandelt werden könnten.“ — Wer eine richtige Anschauung von Argentinien und seinen Verhältnissen gewinnen und sich speciell darüber unterrichten will, in wie weit sich das Land zur Anlegung von Ackerbau-Colonieen eignet, der lese J. Alemann's „Bilder aus der Argentinischen Republik.“ *) — Man vermisst darin zwar die prächtigen Schilderun-

*) Der Verfasser lebt seit 8 Jahren in Argentinien, früher in der Colonie Esperanza, jetzt in Buenos Aires, und kennt sehr genau die Verhältnisse der Colonisten, namentlich seiner schweizerischen Landsleute, mit denen er in beständigem Verkehr steht: er ist jetzt Redacteur des „Argentinischen Wochenblatts,“ eines Blattes, welches insbesondere die Einwanderungs- und Colonisationsangelegenheiten mit grosser Sachkenntniss und Objectivität behandelt.

gen, die den Reiz so vieler Beschreibungen fremder weitentlegener Länder ausmachen, findet sich aber auch nicht, wie gewöhnlich nach der Lectüre solcher Bücher, enttäuscht, wenn man jene Länder nachher durch eigene Anschauung kennen lernt. — Ich habe nirgendwo in Uruguay oder Argentinien, auch nicht auf frischem Ackerboden, Maisfelder gesehen, die nur annähernd so üppig waren wie die in den brasilianischen Waldcolonieen und fast überall hörte ich über die schnelle Erschöpfung des Bodens klagen. Die Colonisten haben daher, um vorwärts zu kommen, verhältnissmässig viel Land nöthig, damit sie möglichst oft ein neues Feld in Angriff nehmen und das einige Jahre bebaute brach liegen lassen oder als Weide benutzen können.

Zu den besten Colonieen in den La Plata-Staaten gehören unstreitig die Schweizer-Colonie Neu-Helvetia und die angrenzende Waldenser-Colonie Piemont (gegründet 1856) in Uruguay. — Es macht einen sehr angenehmen Eindruck, hier anstatt der schilfgedeckten Erdhütten der einheimischen Campbewohner — wie sie auch den neuen Colonisten, z. B. den Deutsch-Russen in der Regel noch zur Wohnung dienen — ordentliche Häuser aus Backsteinen oder nordamerikanischem Bauholz, und statt der öden baumlosen Weideflächen wohleingezäunte Felder und Baumpflanzungen zu finden. — Auf fruchtbarem Terrain angelegt haben sich diese Colonieen augenscheinlich in den beiden ersten Jahrzehnten ihres Bestehens rasch und günstig entwickelt; doch scheint jetzt, in Neu-Helvetia zum wenigsten, deren Bewohner nicht wie die Waldenser rechtzeitig darauf bedacht gewesen sind, sich möglichst viel Land zu sichern, — in Folge der Erschöpfung des Bodens ein Stillstand eingetreten zu sein. Es wurde dort geklagt, dass eine Familie, die nicht wenigstens 5 Concessionen (zu 70 Morgen) besitze, kaum bestehen könne. — Gedüngt wird einstweilen weder hier noch sonstwo auf den in Rede stehenden Campcolonieen; dadurch würde, heisst es, der Betrieb zu sehr vertheuert werden. Während jetzt das Vieh Sommer und Winter im Freien auf der Weide bleibt, müsste dann zur Gewinnung des Düngers Stallfütterung eingeführt werden; bei dem Mangel an Bauholz würden aber die Stallungen nur mit grossen Kosten hergestellt werden können und ausserdem würde man viel mehr Arbeitskräfte heranziehen müssen.

Wie sich die Verhältnisse in Zukunft gestalten werden, lässt sich schwer ermessen, da ältere Colonieen als diese, welche einen Anhalt dafür geben könnten, weder in Uruguay noch in Argentinien vorhanden sind.

Die fast ebenso alten Colonieen Villa Urquiza bei Paraná und San José bei Villa Colon (gegründet 1857) — beide in Entre-Rios —, die, was günstige Lage und vielleicht auch was Fruchtbarkeit des

Bodens anlangt, keiner andern in Argentinien nachstehen, sind nach anfänglichem Emporblühen zurückgegangen und zwar hauptsächlich deshalb, weil den Colonisten von Anfang an zu wenig Land zugetheilt worden war — in Villa Urquiza 8 Cuadras ca. 60 Morgen und in San José 16 Cuadras. — Ist einmal eine Colonie angelegt, so steigt gleich das umliegende Land sehr im Preis. Ueberdies ist es dort zu Lande bedenklich, Land zu kaufen, welches nicht mit dem ursprünglichen Besitzthum in unmittelbarer Verbindung steht; die Aecker, die man nicht beständig unter Augen hat, kann man, so lange sie nicht umzäunt sind, nicht gut vor dem Vieh der benachbarten einheimischen Viehzüchter schützen.

Die Colonie San Carlos bei Sta. Fé (gegründet 1858), die als eine der wohlhabendsten von allen bezeichnet wird, verdankt ihre Blüthe wesentlich dem Umstande, dass man bei Anlegung der Colonie zwischen den Loosen, die zuerst den Colonisten zugetheilt waren, freies Land liegen liess, und diesen dadurch Gelegenheit gab, ihr Besitzthum zu erweitern, sowie sich das Bedürfniss dazu herausstellte. Es gibt dort einzelne Colonisten, die 10—20 Concessionen zu 20 Cuadras besitzen.

In der Colonie Esperanza (gegründet 1856), der ältesten des Landes, die wie San Carlos und überhaupt die Colonieen bei Sta. Fé wohl mit den besten Boden hat, der in Argentinien zu finden ist, und wo, wie man mir wenigstens versicherte, stellenweise 10—12 Jahre hintereinander auf demselben Grundstück Weizen- oder Maisernten erzielt wurden, hat sich doch auch, wie es scheint, der Mangel an ausreichendem Land fühlbar gemacht. Der Ackerbau wird dort schon mehr und mehr zu Gunsten der Viehzucht vernachlässigt.

In der Colonie Olevarría, wo der Boden leichter ist, liess die Weizenernte schon im dritten Jahre nach und es stellte sich der Rost ein. Die dortigen Deutsch-Russen meinten, sie würden von den ihnen von der Regierung versprochenen 4 Concessionen à 200 Morgen bald die zwei noch nicht gelieferten nöthig haben. — (Die versprochenen 4 Concessionen waren bis dahin nur den auf der Colonie zwischen den Russen angesiedelten Argentinern überwiesen worden.)

In den zu Anfang der 70er Jahre angelegten Colonieen der Centralbahn westlich von Rosario, wo der Boden ebenfalls nicht so fruchtbar ist, wie bei Sta. Fé, gehen jetzt auch die schweizerischen Colonisten, wie früher schon die Italiener und Basken,*) dazu über

*) Wie diese in Argentinien, so machen es die Einwanderer von den canarischen Inseln in Uruguay.

Land zu pachten, anstatt zu kaufen, um es möglichst schnell auszubenten und dann neues zu pachten. Der Pachtpreis ist gering; er beträgt pro Cuadra (1,68 Hectare) 1 Peso (Gold) = 4 Mark 20 Pf. Dabei machen die Leute, wie sie mir selbst erzählten, viel bessere Geschäfte, als wenn sie das Land kauften.

Die Colonie Baradero, die auch zu den besten in Argentinien gehört, aber nur leichten mit Sand vermischten Boden hat und in kleinen Parzellen von 12—15 Morgen unter die Colonisten vertheilt wurde, verdankt ihr Emporblühen zwei besonderen Umständen. Die Colonisten haben sich von Anfang an auf den Anbau von Kartoffeln verlegt, die ja in leichtem Boden am besten gedeihen, und dazu hatten sie bei geringer Concurrenz die besten Absatzmärkte in der Nähe, die Städte Buenos Aires und Rosario, mit denen sie durch den Hafen San Pedro am Paraná in Verbindung stehen.

Was ferner den Ackerbau in jenen Ländern sehr beeinträchtigt, ist die grosse Unregelmässigkeit der Witterung. In dem einen Jahre leidet das Land unter monatelang anhaltender Dürre,*) in dem andern durch zu grosse Nässe. Das Minimum der in Laufe eines Jahres fallenden Regenmenge verhält sich zu dem Maximum wie 1 zu 4. — Hitze und Kälte wechseln, da das Land den Nord- und Südwinden gleich offen liegt, auffallend schnell miteinander ab. — Während ich am Abend des 27. März c. in Buenos Aires noch 23° Reaumur auf dem Thermometer bemerkt hatte, war es schon am folgenden Morgen, als ich zum Besuch der Colonie Olevarria von Buenos Aires nach Azul fuhr, ganz empfindlich kalt und in der folgenden Nacht gab es bereits starken Reif. Und nicht nur in diesem südlichen Theil der Provinz Buenos Aires, sondern auch in der Provinz Sta. Fé hatte es, wie ich bald darauf in Rosario hörte, um dieselbe Zeit gereift. — So kommen auch noch Nachtfroste bis in den December (unsern Juni) vor, welche die Weizenblüthe oft beschädigen.

Sodann werden gerade die fruchtbarsten Landstriche in den Provinzen Entre-Rios und Sta. Fé von vielen Landplagen heimgesucht. Seit 1873 haben dort die Heuschrecken jedes Jahr Saaten und Bäume verwüstet; nur ein einziger Baum, der Paraiso — unserer Esche ähnlich — wird von ihnen verschont. In den letzten Jahren hat auch der östliche Theil von Uruguay unter dieser Plage gelitten. Oft kommen auch grosse Schaaren von spatzenähnlichen Vögeln ins Land, die in den Weizenfeldern, wenn die Körner „in der Milch“ sind, grossen Schaden anrichten. — Ferner werden Pflanzen und

*) Die Bewohner der Schweizer-Colonie Neu Helvetia in Uruguay behaupteten, die Anpflanzung von Bäumen in der Colonie habe auf das Klima günstig eingewirkt; es regne jetzt hier viel häufiger als auf den umliegenden baumlosen Campos.

Bäume von den Ameisen vielfach beschädigt. Endlich kommt eine Art Kartoffelkäfer vor, der das junge Laub abfrisst und dadurch die Pflanze zerstört. — Die Deutsch-Russen von der Colonie Alvear zwischen Paraná und Diamante hatten in dem letzten Jahre zweimal hintereinander Kartoffeln gepflanzt, ohne eine Ernte zu bekommen; die erste Pflanzung war durch den Frost, die zweite durch diese Käfer vernichtet worden.

Man hat in Argentinien, wie Leute, die das Land kennen, angeben, unter fünf Ernten eine sehr gute, zwei mittlere und zwei schlechte zu erwarten. In dem letzten Jahre 1880 hatten die argentinischen Colonieen eine sehr gute Weizenernte gehabt; — von den Heuschrecken, welche die Maisfelder verheert hatten, war der Weizen ziemlich verschont geblieben; — dabei waren die Preise, was sonst selten zusammentrifft, ungewöhnlich hoch. In Esperanza war die Fanega (ca. 2 Hectoliter) Weizen mit 15 Bolivianerthaler (à 3 Mark 20 Pf.) bezahlt worden, während der gewöhnliche Preis 8 Bolivianerthaler beträgt. Auf der Colonie Villa Urquiza hatten die Colonisten 14½ Bolivianerthaler für die Fanega erhalten; bei der vorletzten guten Weizenernte dagegen nur 5½. Durch dieses günstige Jahr waren die Bewohner der noch nicht zehn Jahre alten Colonie Humboldt bei Esperanza in den Stand gesetzt worden, ihre Schulden resp. ihr Land zu bezahlen. — Wenn aber ein paar schlechte Jahre den Colonisten zu Anfang treffen, wo er noch mit Schulden belastet ist, so wird es ihm später sehr schwer, aus denselben herauszukommen. Der Zinsfuß scheint durchschnittlich viel höher zu sein, als in Brasilien; so wurde mir in Esperanza erzählt, dass die Colonisten dort gewöhnlich 15 pCt. und an manchen Gläubiger sogar 24 pCt. zu zahlen hätten; in Brasilien hatte ich nur von 6, 8 und 12 pCt. Zinsen gehört.

Im Grossen und Ganzen wird der Professor Burmeister in Buenos Aires doch wohl Recht haben, wenn er in seiner „Physikalischen Beschreibung der Argentinischen Republik“ behauptet: die Hauptaufgabe des Landes sei die Viehzucht und werde es vermöge seiner Bodenanlage wohl bleiben, wenn es auch wirklich gelingen sollte, kleinere Strecken in Ackerland zu verwandeln und kräftigen Baumwuchs auf andern hervorzurufen.

Von Besitzern und Verwaltern grosser Estanzen wurde mir versichert, dass die Viehzucht, insbesondere die Schafzucht, viel lohnender sei als der Ackerbau und namentlich sicherere Erträge liefere, wenn auch zuweilen in Folge von Dürre im Sommer und Futtermangel im Winter die Heerden sehr reducirt würden; es werde daher auf manchen Estanzen nicht mehr wie früher Getreide für den Export, sondern nur noch für den eigenen Bedarf gebaut. Die

weitaus bedeutendsten Exportartikel dieser Länder sind denn auch noch immer; Wolle, Häute, Dörrfleisch und Fleischextract;*) ferner Knochen, Knochenmehl und anderer aus den Abfällen der Schlächtereien fabrizirter künstlicher Dünger.

Beim Besuch der alten Colonieen, wie Esperanza, Villa Urquiza und San José macht man auch die Wahrnehmung, dass verhältnissmässig wenig Land mehr zum Ackerbau benutzt wird und der grösste Theil als Weideland liegen bleibt. So hat sich, wie es scheint, hier schon eine allmähliche Rückkehr vom Ackerbau zur Viehzucht angebahnt. — Man wird dies erklärlich finden, wenn man bedenkt, wie viel Arbeit der Ackerbauer auf sein Feld verwenden muss, und wie oft ihm dort durch die Ungunst der Witterung oder durch die Landplagen die Frucht der Arbeit entzogen wird. Der Colonist verliert durch solche Erfahrungen leicht den Muth und die Lust an der Arbeit und wendet sich der viel müheloserem Viehzucht zu.

Auch in der Provinz Rio Grande do Sul ist in früheren Zeiten auf dem Campland des südlichen Theils viel Weizen gezogen worden, so dass die Provinz davon exportiren konnte. Jetzt wird dort nur noch Viehzucht getrieben und die Provinz muss ihren Bedarf an Weizen durch Import decken. — Ich habe nichts Näheres darüber erfahren, was dort die Einstellung des Weizenbau's herbeigeführt hat. Vermuthlich sind es aber auch die im Vorstehenden angedeuteten Ursachen gewesen.

Die rationellste Art der Bewirthschaftung jener Campländereien wäre wohl Viehzucht in Verbindung mit Ackerbau. — Einen solchen Wirthschaftsbetrieb scheint auch ein Mitglied des „Berliner Centralvereins für Handelsgeographie etc.,“ Herr Ibbeken, der im verfloßenen Jahre Südbrasilien bereist hat, nach seinen im „Export“ (1881. Nr. 15, 16) veröffentlichten Berichten, für den südlichen Theil von Rio Grande do Sul, speciell für die Gegend zwischen Cachocira und Caçapava in's Auge gefasst zu haben. — Auf die Vieh-, insbesondere die Schafzucht, die, in Südbrasilien namentlich, durch Veredelung der Racen noch viel ertragfähiger gemacht werden könnte, würde das Hauptgewicht zu legen sein. Daneben wäre zunächst Futterbau, der jetzt noch sehr vernachlässigt wird, zu treiben, um das Vieh ohne Schaden durch den Winter zu bringen;**) sodann

*) Die grösste Fleischextractfabrik und überhaupt das grösste industrielle Etablissement in ganz Südamerika ist die Liebig'sche Fabrik in Fray Bentos (Independencia); ihr gegenüber auf der argentinischen Seite des Uruguay in Gualaguachú liegt ebenfalls eine grosse Fabrik dieser Art.

**) In Argentinien wird zu diesem Behuf Luzernklee (alfalfa) gezogen, der nach einmaliger Aussaat sich in tiefelegenem feuchtem Boden über 12 Jahre hält und ein ausgezeichnetes Heu für den Winter liefert.

Körnerbau mit häufigem Felderwechsel, — hauptsächlich für den eigenen Bedarf und den der nächsten Umgebung, — in zweiter Linie für den Export.

Eine eigenthümliche Stellung nehmen unter den Colonisten in Argentinien die schon mehrfach erwähnten Deutsch-Russen ein, die vor 3—4 Jahren von der Provinzial-Regierung von Buenos Aires bei Olevaria und von der National-Regierung zwischen Diamante und Paraná angesiedelt worden sind. Es sind dies die ersten und einzigen Colonisten in Argentinien, die es durch ihr Zusammenhalten durchgesetzt haben — und zwar gegen den erklärten Willen der betreffenden Regierungen — sich in geschlossenen Dörfern anzubauen. — Diese Deutsch-Russen kamen auch nicht wie die meisten Einwanderer vereinzelt und planlos in's Land, sondern als organisirte Gemeinden, wie sie in Russland zusammengewohnt hatten und nach Vorausschickung von Abgeordneten, die den Auftrag hatten, geeignetes Land zu ihrer Niederlassung auszusuchen. — Auf allen anderen argentinischen Colonieen, — wie auch in Uruguay und Südbrasilien — wohnt jeder Colonist auf dem ihm angewiesenen Stück Land, weitab von allen Nachbarn; nur an dem sogenannten Stadtplatz einer jeden Colonie, wo auch die Kirche steht, sind einige Häuser, die der Wirth und Geschäftsleute, zusammengebaut. — Das Zusammenwohnen hat aber für die Colonisten sehr wesentliche Vortheile, die den Nachtheil wohl aufwiegen, dass dadurch der Weg zum Acker für den Einzelnen etwas weiter wird. — Zunächst, und das ist in Argentinien wie in Uruguay sehr wichtig, kann sich eine solche geschlossene Colonie besser schützen. Die dortigen einheimischen Campbewohner sind den Einwanderern weniger freundlich gesinnt als die Brasilianer und für neue Colonisten schlimme Nachbarn.*) — Anfangs, so lange die Colonisten noch nicht dazu

*) Dem Reisenden, der von Brasilien in diese Länder kommt, macht sich der Unterschied in dem Benehmen der Landesbewohner in unangenehmer Weise fühlbar. Während ich bei der brasilianischen Landbevölkerung auf meinen Reisen im Innern des Landes überall die grösste Zuverlässigkeit und Aufmerksamkeit fand, wurde ich in Uruguay und Argentinien häufig durch die Zudringlichkeiten und Rücksichtslosigkeiten der Eingeborenen, mit denen ich zusammentraf, belästigt. Die spanische Rasse, welche die La Platastaaten bewohnt, ist kräftiger und energischer, aber auch viel roher als die portugiesisch-brasilianische. Die Bewohner der Provinz Sta. Fé machen vielleicht in dieser Hinsicht eine Ausnahme, wie diese Provinz sich auch den Einwanderern am meisten entgegenkommend gezeigt hat. Durch ein mit dem 1. Januar 1873 in Kraft getretenes Gesetz ist dort allen Ortschaften und Ansiedelungen, deren Einwohner die Zahl von 1500 erreichen, das Recht eingeräumt worden, nicht nur ihren Gemeinderath, sondern auch ihren Friedensrichter selbst zu wählen. In der Provinz Corrientes dagegen artet die Ab-

gekommen sind ihre Felder einzuzäunen, sind dieselben beständig den Beschädigungen durch die Heerden der umwohnenden Viehzüchter ausgesetzt. Der allein wohnende neue Colonist ist dem gegenüber wehrlos. Die Deutsch-Russen aber haben ihre Gemüsegärten sowie ihre Getreidefelder zusammengelegt und die ersteren baldmöglichst eingezäunt, während sie die letzteren, wo nöthig, sogar Nachts bewachen liessen. Mit ihren Pferden im Mais versteckt, fielen sie oft unversehens über die Argentinier her, die sie in ihrem Getreide ertappten, und prügeln sie durch oder pfändeten ihr Vieh. In den Fällen der ersteren Art hatte allerdings, wer von ihnen sich als Vollzieher dieser Lynchjustiz ermitteln liess, schwere Freiheitsstrafen Seitens des argentinischen Richters zu gewärtigen. In den anderen Fällen bestimmte der Friedensrichter den Schadensersatz, gegen dessen Zahlung das gepfändete Vieh an die Eigenthümer herauszugeben war. Diese Entschädigungen wurden jedoch in der Colonie Alvear (Paraná-Diamante) so niedrig bemessen, dass sich die Colonisten nicht damit zufrieden geben wollten. Als sie sich deshalb aber weigerten das Vieh herauszugeben, liess sie der Friedensrichter ohne Weiteres einsperren und behielt Einzelne sogar 75 Tage in Haft.*) — Erst nach Erduldung mancher Unbilden seitens dieses Beamten, vor welchem ihnen in einem Streite mit Argentinern nie ihr Recht wurde, gelang es ihnen, durch eine Eingabe, die ihr Pfarrer an den Chef der Nationalcolonieen in Buenos Aires richtete, seine Absetzung und die Ernennung eines anderen, der nun das Amt unparteiischer verwaltete, herbeizuführen. Jetzt, so versicherten mir die Deutsch-Russen von der Colonie Alvear, hätten sie schon vor den Argentinern Ruhe; diese wüssten auch sehr wohl, dass sie immer Revolver bei sich führten und wagten deshalb nicht, sie bei einem Zusammentreffen auf der „Steppe“ anzugreifen; dieselben fingen sogar schon an, aus der Gegend wegzuziehen, da sie nicht im Stande

neigung gegen die Fremden oft in Gewaltthätigkeiten aus, und Ermordungen italienischer Colonisten sind dort nicht selten. Während meines Aufenthalts in Argentinien berichteten die Zeitungen sogar von Ausschreitungen der Soldaten der corrientinischen Camp-Polizei gegen italienische Colonisten, die zur Tödtung mehrerer der letzteren geführt hatten.

*) Diesem Beispiel von Rechtspflege liessen sich andere noch schlimmere anreihen, aus denen hervorginge, dass dieselbe in Argentinien nicht weniger im Argen liegt als in Brasilien. Es kommt dort sogar vor, dass Richter ihr Amt geradezu als Mittel zu Erpressungen benutzen. Mir ist ein solcher Fall verbürgt durch die Erzählung des Betroffenen selbst, der aus einer nach Lage der Sache ganz ungerechtfertigten Untersuchungshaft nicht eher entlassen wurde, als bis ein Verwandter auf den Rath erfahrener Leute dem Untersuchungsrichter eine ansehnliche Summe Geld eingehändigt hatte; damit war zugleich die Untersuchung selbst beendet.

seien, ihr Vieh so hüten zu lassen, dass es von den Getreidefeldern der Colonie fern blieb, und andererseits kein Geld hätten, um die häufigen Flurschäden, die dasselbe anrichte, immer zu vergüten; so werde in der Nähe der Colonie weiteres Land für sie frei oder käuflich.

In Folge ihres Zusammenwohnens in Dörfern können sich auch die Colonisten, was namentlich in der Anfangszeit so nöthig ist, besser gegenseitig aushelfen, mit ihren Ackergeräthschaften, mit ihrem Vieh, beim Bau ihrer Häuser u. s. w.; sie können ferner ihre gemeinschaftlichen Angelegenheiten, wie die Anlage von Wegen und Brunnen, besser berathen und schneller zur Ausführung bringen. So haben auch die 5 katholischen Dörfer der Colonie Paraná Diamante sich bald einen Pfarrer kommen lassen — einen deutsch-redenden Polen, der zugleich ihr Rechtsbeistand und Anwalt der Regierung gegenüber ist, — und eine Kirche nebst Pfarrhaus gebaut. Die Bewohner des sechsten Dorfes, in dem sich die Protestanten — darunter auch einige Menoniten oder Herrnhuter — niedergelassen haben, waren noch nicht so weit; doch hatten sie wenigstens einen deutschen Pfarrer, sowie einen deutschen Lehrer schon engagirt. — Eine Schule, in der die Kinder spanisch lernten, war schon für die Colonie von der Regierung eingerichtet, und die Colonisten wurden, wie sie mir erzählten, durch Strafen angehalten, ihre Kinder in dieselbe zu schicken, während sonst in diesen Gegenden ein Schulzwang nicht besteht oder wenigstens nicht durchgeführt wird.

Zu den gemeinsamen Angelegenheiten, die bei ihnen den Gegenstand häufiger Besprechungen und Berathungen bilden, gehört vor allem ihr Verhältniss zur Colonie-Direction beziehentlich zu der Regierung, welche die Colonie gegründet hat. Sie klagten, dass die Regierung ihr Versprechen, ihnen sofort Land, Vieh und Ackergeräthschaften zu überweisen, nicht gehalten und sie dadurch in die Nothwendigkeit versetzt habe, ein ganzes Jahr lang Vorschüsse an Lebensmitteln von ihr beziehen zu müssen; sie klagten ferner, dass das Vieh und die Ackergeräthschaften, welche die Regierung ihnen endlich geliefert — und zwar ebenfalls vorschussweise — von der allerschlechtesten Qualität gewesen seien, indem die Beamten die dafür bestimmt gewesenen Gelder zur Hälfte unterschlagen hätten, und dass sie, wenn auch diese Beamten auf die von ihrem Pfarrer gemachte Anzeige abgesetzt worden seien, eine Entschädigung für die mangelhaften Lieferungen nicht erhalten hätten. Sie überlegten, in wie weit sie verpflichtet seien, der Regierung diese Vorschüsse zurückzuzahlen. Durch ein gemeinschaftliches Vorgehen in dieser Angelegenheit, wie sie es beabsichtigten, werden sie auch jedenfalls

ihren berechtigten Ansprüchen oder Einwendungen am ehesten Geltung verschaffen. —

Diese Deutsch-Russen sind nun dort zwar keineswegs beliebt, — am wenigsten bei den Wirthen und Kleinhändlern; man sagt von ihnen, sie seien geizig, schmutzig und nicht einmal besonders fleissig; — und bei manchen von ihnen trifft dieser Tadel auch zu. Im Uebrigen aber geben sie ein nachahmenswerthes Vorbild für Deutsche, die sich in Argentinien ihre Eigenart bewahren wollen; nach den 150 Jahren, die sie in den Steppen Russlands gelebt haben, sprechen sie ihren vaterländischen Dialect noch so unverfälscht, als seien sie eben erst aus der Pfalz oder welchem deutschen Gau sie sonst entstammten ausgewandert.

Sonst ist in Argentinien bei der fast überall durchgeführten Mischung der verschiedenen Nationalitäten kaum zu erwarten, dass sich die deutsche Sprache in den Colonien lange erhalten wird. Auch sind diese Verhältnisse der Entwicklung eines erspriesslichen Gemeindelebens wie eines angenehmen geselligen Verkehrs wenig günstig. Oft habe ich deutsche Colonisten in Argentinien klagen hören, dass sie sich unter all dem fremden Volk nicht wohl fühlten.

Die argentinische Regierung scheint sich, wie aus Kundgebungen in der Presse zu entnehmen, in der letzten Zeit besonders dafür zu interessiren, deutsche Einwanderer heranzuziehen. Für das Land wäre es allerdings vortheilhafter, solche Einwanderer zu bekommen, welche, wie die Deutschen, sich sesshaft machen und ihm mit ihrer Arbeitskraft und ihrem Erwerb verbleiben. Denn die Italiener, Basken u. a. kommen zum grössten Theil nicht mit der Absicht, sich dauernd niederzulassen; ihr Bestreben geht vielmehr dahin, in einigen Jahren möglichst viel zurückzulegen und mit dem ersparten Gelde in ihre Heimath zurückzukehren.

Aber die Regierung hat in Argentinien über gut gelegenes Land nicht mehr zu verfügen; sie müsste solches, nachdem sie früher das Regierungsland zu Spottpreisen veräussert hat, wieder durch Kauf erwerben. Die abgelegenen Gebiete im Norden von Patagonien und im Gran Chaco sind jedenfalls von zweifelhaftem Werth für Einwanderer, um so mehr, als sie auch noch von Indianern bewohnt werden. Die Berichte über diese Bezirke, die von der argentinischen Regierung ausgehen oder beeinflusst werden, sind mit grosser Vorsicht aufzunehmen, weil in ihnen zu sehr die Tendenz vorwaltet, dieselben der europäischen Auswanderung zu empfehlen. Die unabhängigen Blätter in Buenos Aires machten sich lustig über die Berichte, welche von der letzten Expedition, die die Regierung nach den Grenzgebieten von Buenos Aires und Patagonien ausgesandt

hatte, einliefen; so schrieb die Union française vom 6. April 1881: la Patagonie a si mauvaise réputation, que le général Villegas s'est senti pris du désir charitable, de la réhabiliter. In Wirklichkeit soll dieses Land nur wenig fruchtbares Terrain in der nächsten Nähe der Flüsse haben und sich wegen des grossen Salzgehalts des Bodens mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau eignen, sofern das Vieh dort im Winter nicht zu sehr leidet.

In den Stromprovinzen — und diese kommen doch hauptsächlich in Frage — käme die deutsche Einwanderung eigentlich schon zu spät. Andere europäische Einwanderer haben dort das beste Land bereits im Besitz, da sie nicht nur in den eigentlichen Colonien zahlreich vertreten sind, sondern auch — wie die Irländer in der verkehrreichsten Provinz — Buenos Aires — grosse Estancias inne haben und namentlich, wie Italiener, Basken und Spanier, in der nächsten Umgebung aller grösseren Städte, wo das Land dreimal so werthvoll ist als in den Colonien, sich selbständig angesiedelt haben und von hier aus die Städte mit Gemüse, Kartoffeln, Obst und Milch versehen. Hier mit den Italienern zu concurriren, die von Polenta und Wasser leben, würde auch unsern Landsleuten, die nicht so genügsam sind, sehr schwer werden.

Jedenfalls wäre denjenigen Deutschen, die nach Argentinien oder Uruguay auswandern wollen, anzurathen, nur in grösseren geschlossenen Abtheilungen und, wo möglich, wehrhaft organisirt, so wie es die Schweizer Colonisten durch ihre Schützenvereine sind, sich dort anzusiedeln. Dies Letztere ist nicht nur von Werth in den entlegenen Gebieten, wo noch Gefahr von Indianern droht, sondern auch in den mittleren Theilen von Argentinien und in Uruguay, wo es keine wilden Indianer mehr gibt. — Bei den häufigen Revolutionen und inneren Kriegen, in denen Colonisten wie Estanciasbesitzer immer den Requisitionen seitens der Truppen ausgesetzt sind, müssen die Colonisten im Stande sein, wenigstens solchen Requisitionen von vereinzeltten Banden und Marodeuren, die mehr den Charakter von Erpressungen und Plünderungen haben, entgegenzutreten. Gegen derartige Bedrückungen können sich Colonien wie Neu-Helvetia in Uruguay und die Schweizer-Colonien bei Sta. Fé schon wirksam schützen.

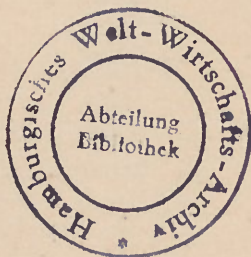
Die erwähnte Unsicherheit der politischen Zustände beeinträchtigt auch den Handel in diesen Ländern, namentlich in Uruguay, wo man, seit Latorre die Regierung niedergelegt hat, gar kein Vertrauen mehr in den Bestand der Verhältnisse setzt. Aus der schönen Hauptstadt des Landes haben sich deshalb von den Fremden, insbesondere von den Geschäftsleuten viele zurückgezogen. Es soll fast die Hälfte der Häuser in der Stadt leer stehen.

Weniger ist der Handel der argentinischen Hauptstadt durch die politischen Unruhen gestört worden. Hier wie überhaupt an der süd-amerikanischen Ostküste bemerkt man die erfreuliche Thatsache, dass im Grosshandel die deutschen Kaufleute immer mehr Terrain gewinnen, wie denn zur Zeit die deutschen Geschäftshäuser in Buenos Aires die englischen an Zahl und Bedeutung fast schon erreichen. — Nicht so günstig stellt sich einstweilen das Verhältniss der Einfuhr deutscher Fabrikate; sie beträgt nur den 4. Theil des englischen Imports. Nach einer amtlichen Angabe hatte die von dem Zollbureau von Buenos Aires controllirte Waareneinfuhr während der ersten Hälfte dieses Jahres einen Werth von 16½ Millionen Pesos fuertes, woran England mit 4 633 836, Frankreich mit 3 495 711, Belgien mit 1 507 685, die Vereinigten Staaten mit 1 314 315, Spanien mit 1 294 461, Deutschland mit 1 181 573, Brasilien mit 1 049 420 und Italien mit 1 027 946 P. f. betheiligt waren. Doch ist auch hier eine beständige verhältnissmässige Zunahme des Imports deutscher Fabrikate zu constatiren.

Wer in Deutschland eine Existenz hat, thut am besten daran, im Lande zu bleiben, so meinen auch C. v. Koseritz und Dr. O. Doerffel in ihren erwähnten Aufsätzen. Denn Diejenigen, welche auswandern, bedenken in der Regel nicht, wie viel sie aufgeben, indem sie aus einem Lande von höherer Gesittung sowie staatlicher und socialer Ordnung scheiden. Ich möchte also Niemanden zur Auswanderung veranlassen. Dagegen glaube ich Denjenigen, welche durch Noth oder besondere Verhältnisse gedrängt, sich einmal entschlossen haben, ihre Heimath zu verlassen, mit gutem Gewissen rathen zu können, bei der Frage, wohin sie sich wenden sollen, die hier besprochenen Länder mit in Betracht zu ziehen. Vor denselben und speciell vor Südbrasilien zu warnen, liegt jedenfalls, nach den Verhältnissen, in denen sich die deutschen Ansiedler dort befinden, kein genügender Grund mehr vor; wenngleich der eingangs erwähnte pr. Ministerialerlass, der auf einer solchen Voraussetzung bezüglich Brasiliens beruht, noch nicht aufgehoben ist. Ich glaube vielmehr, dass unsere Landsleute gerade in Südbrasilien verhältnissmässig besser daran sind als in demjenigen Lande, wohin der grosse Strom unserer Auswanderer geht — den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Denn im Allgemeinen kann man wohl zur Charakterisirung der Lage der deutschen Ansiedler hier und dort behaupten, dass sie in den Vereinigten Staaten eine untergeordnete Stellung zu der alt-eingesessenen Bevölkerung einnehmen und erst irgendwelche Bedeutung erlangen, nachdem sie vollständig yankeesirt sind, während sie in Südbrasilien der alten Bevölkerung nicht nur von vorn herein

ebenbürtig gegenübertreten, sondern sogar, wenn sie sich erst in die neuen Verhältnisse eingewöhnt haben — was hier keineswegs mit einem Aufgeben ihres Volksthum's gleichbedeutend ist — sich ihr wirthschaftlich und culturell überlegen erweisen und vielleicht berufen sind, in späterer Zeit das tonangebende Element zu bilden. — Allerdings bedarf es auch hier, damit die Deutschen in den Colonieen ihre Sprache und Eigenart bewahren, eines beständigen Zuzuges aus der alten Heimath; denn das Beispiel einzelner deutscher Ansiedlungen, so der in Rio Negro in der Provinz Paraná zeigt, dass unsere Landsleute auch in Südbrasilien ihre Sprache und Sitten verlieren, wenn die Verbindung mit dem Mutterlande und der Zuzug aus demselben ganz aufhört.

Im Interesse der Erhaltung des deutschen Elements in Südbrasilien wäre daher zu wünschen, dass die Auswanderung dorthin zum wenigsten nicht gehindert oder erschwert würde.



Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin W.

